



297

A. Th. Gonnleitner

Die Hegerkinder

von

Aspern



Wien. Bild auf die noch nicht regulierte Donau.

Die Hegerkinder von Aspern

Von

A. Th. Sonnleitner,

dem Verfasser der Höhlenkinder

Mit Bildern von Franz Roubal

37. bis 4. Tausend.

Wien 1923

Deutscher Verlag für Jugend und Volk

Wien, I., Burgring 9

Copyright 1923
by Deutscher Verlag für Jugend und Volk
Gesellschaft m. b. H.

Druck der Österreichischen Staatsbruderei in Wien. 3724 23



An der Alten Donau.

Vom Damm gebändigt, fließt
im tiefen Bett
das schwere Wasser, Schiff
und Flöße tragend.
Im Auland schimmern hohe
Silberpappeln,
die schilfumrauschten Weiler
überragend.

Bertel und Liesel.

Da steht, von Stadt und Dorf und Weiler fern,
des Hegers Hütte in dem Wiesengrunde
auf niederm Hügel, und der Aue Bäume
umschützen sie vorm Sturme in der Runde.

Der Heger und sein Weib sind schlichte Leut',
doch sind sie reich an stiller Elterntonne:
denn ihre beiden Kinder, die gedeihn
wie gut gehegte Apfel in der Sonne.

Erzählen will ich, was das Inselreich
der Donauarme birgt an Lust und Leide,
das tausendfaches Leben speist und hegt
in Winterstarre und im Blütentleide.

Erzählen will ich, was die kleine Welt
erschleßt an des Erkenntnisglücks Erleben.
Des Hegers Kinder sollen andern auch
von ihrem Freudenüberflusse geben.

Perchtoldsdorf, Auf der Sonnleiten, Mai 1923.

Ein prickelnd kühler Februar morgen des frostreichen
Jahres 1880. Milchiges Dämmerlicht liegt auf den
weich verschneiten Donau-Auen, die als flache kleinere
und größere Inseln von den schiffsdurchsetzten Armen
der Alten Donau still umflossen sind. Sie begleiten den
Strom auf der Marchfelber Seite. Zwischen Aspern
und dem Regulierungsdamm des neuen Donaubettes
liegen der Große und der Kleine Siberaufen; daran
reihen sich viel kleinere Inseln und die größte, am
weitesten nordwärts bis nahe an Eßling und Groß-
Enzersdorf reichende Lobau. Von der hat dieses ganze
Inselgebiet den zusammenfassenden Namen „Lobau“
erhalten. Hoch ragen die noch winterlich kahlen Silber-
pappeln, Rüstern, Ahorne und Weiden im Schmuck
des weichen Neuschnees, der ihre Äste und Zweige
mit polsterigen Lagen deckt; fast regungslos stehen sie
da, noch von keinem Vogel besflogen; denn die vielen
gefiederten Bewohner der Lobau sind in der unwirt-
lichen Winterzeit Langschläfer.

Aus den kleinen Fenstern des Hegerhauses, das
unweit der Schanzen von Napoleons Hauptquartier
zwischen dem Regulierungsdamm und der Alten Nau-
fahrt auf dem Kleinen Siberaufen steht, schimmert
noch Lampenlicht. Der Holzrauch des Herdfeuers quillt
träge aus dem breiten Kamin. Im schmalen, knietief
vom Heger ausgeschaukelten und wieder halb ver-
wehten Pfad stapfen seine beiden Kinder, ein Bub
und ein Mädchel, zur Schule nordwärts nach Aspern.
Ein Stück Weges gibt ihnen Rion, der alte Jagd-

hund, das Geleite. Von der Höhe des flachen Haus-
hügelkrustihnen die Mutter über'n Zaun nach: „Bertel,
Liesel! — Mit lang ausbleiben, 's wird zeitig finster!“
Sie drehen sich noch einmal um: „Eh nit! B'hüat
Gott, Mutter, b'hüat Gott!“ Der zehnjährige Hubert
bahnt den Weg und die neunjährige Liesel bemüht
sich, ihre Füße genau in seine Fußstapfen zu setzen.
Ihr nach wätet unberdrossen der alte Rüon, wenn er
auch im Schnee bis zum Bauche einsinkt. Die Kinder
machen nicht den Umweg über den Regulierungsdam
und das Buschwirtshaus des „Roten Hiasels“ zum
Biberhaufentweg; sie halten auf den Bug der Alten
Raufahrt zu, deren verschneite Eisdecke für sie eine
natürliche Brücke ist. So gelingt es ihnen, vom Kleinen
auf den Großen Biberhaufen hinüberzukommen. Bertel
stülpt den Rand seiner Pelzmütze hinauf und streicht
sich die etwas langen kastanienbraunen Haare ins
Genick. Er knöpft seine Lodenjoppe auf. Liesel folgt
seinem Beispiel. Den Kindern ist warm geworden.
Unweit einer Franzosenscharte, wo eine kleine Heu-
raufe fürs Rehwild steht, nimmt Bertel den schweren
Wollschal ab, mit dem ihm die fürsorgliche Mutter
den Hals umwunden hat, und stopft ihn in seinen
Schultranken. Liesel wendet sich gegen den Hund, sie
kauert sich vor ihm nieder, wischt ihm mit seinen großen,
schlaff niederhängenden Ohrlappen die tränenden
Augen rein und redet ihm zu: „Geh, alter Rüon, sei
g'scheit, geh wieder heim zur Mutter, die braucht dich,
mußt brav wachen, daß kein Pülcher¹ ein Henderl
wegfangt, geh, geh!“

¹ Landstrelcher.

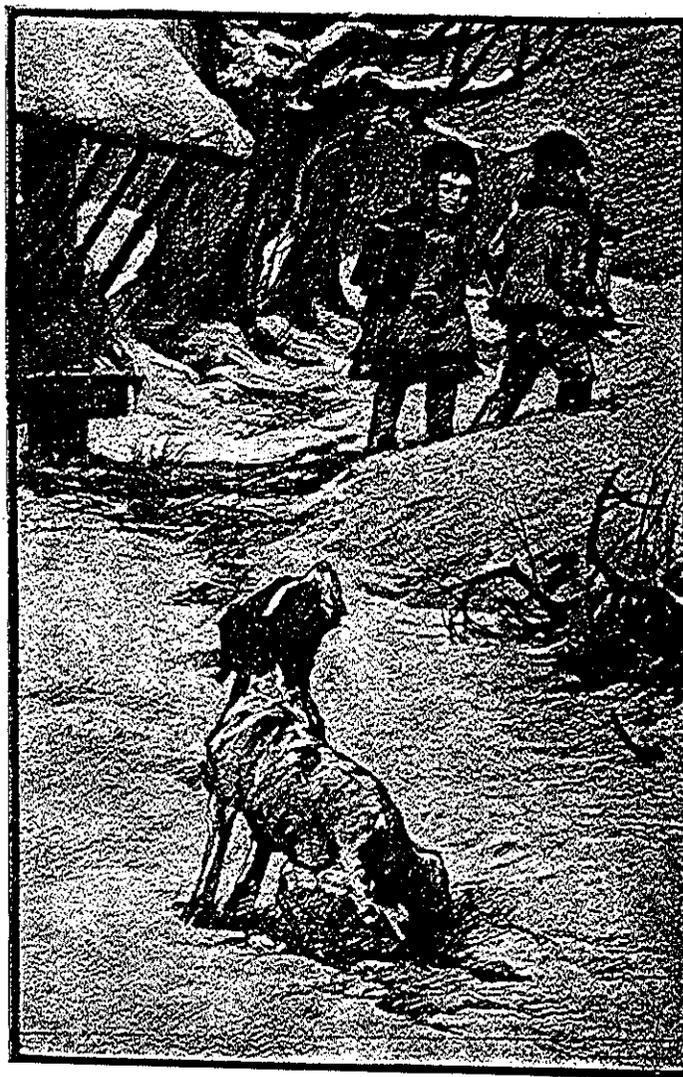
Rüon bleibt ein paar Schritte zurück, geht aber doch
wieder langsam den Kindern nach. Liesel dreht sich nach
ihm um: „Wirft gehn?“ Da reckt sich der alte Hund,
er gähnt, streckt seine mageren Vorderbeine weit vor
und biegt den Rücken durch. Dann setzt er sich auf die
Hinterbeine, läßt den Kopf hängen und schaut traurig
den Kindern nach. Wie gerne ginge er mit ihnen, weit,
weit! Seit er als Ruheständler Tortwartelbienst macht,
nimmt ihn sein Herr nimmer mit, wenn er in den Busch
geht. Dem Hundegreis ist sein selbstgewähltes Amt, den
Kindern morgens auf dem Schulweg das Geleit zu
geben und ihnen nachmittags ein Stück Weges ent-
gegenzugehen, sehr wichtig. Diese zwei Gänge bilden
in seinen Tagen, die er meist im Stroh seiner Hütte
verdämmert, lichte Bewußtseinstunden. Da bringt
ihm ab und zu die Witterung von Rot- und Reh-
wild, von Kaninchen, Rebhühnern und Fasanen ent-
schwundenes Erlebtes in Erinnerung. Einst, in schönen
Jugendjahren, war er im Dienste eines vornehmen
Herrn gestanden, war im Jagdwagen neben ihm ge-
sessen und hatte im Revier mitgejagt; er hatte ge-
schwelgt in Nasenfreuden und war geschätzt-gewesen
als unentbehrlich. Dann aber ist sein Herr eines
Tages ganz still und stumm in einem schmalen Bett
gelegen. Mit dem haben sie ihn aus dem Hause ge-
tragen. Ein Diener des Herrn ist Rüons zweiter Herr
geworden. Wie oft, wie oft ist der Hund mit dem
Heger herumgestrichen in Busch und Ried, bis er alt
geworden ist, alt und überflüssig, weil der stichel-
haarige Treff als der Jüngere ihn aus dem Amte
verdrängt hat. Aber die Kinder haben ihren Rüon

gern und auch er liebt sie mit seiner ganzen treuen Hundeseele.

Die Geschwister gehen ein Stück weit, dann drehen sie sich nach dem Hunde um. Der sitzt noch immer bei der Heurause und schaut ihnen nach. Da mahnt ihn die Liesel wieder: „So geh doch heim und leg dich in die Hütten; wärm s' brab vor; das Huscherl wartet auf dich; es will heihei machen bei dir, dein liebes Raßerl!“ Bertel aber ballt eine Hand voll Schnee und wirft sie nach dem Hunde: „Marsch zurück in die Hütten!“ Rüdön weicht dem Schneeball aus und trollt sich langsam heim zu.

Die Kinder setzen den Weg über die verschneite „Mausfahrtswiefe“ fort. Stellenweise ist der Pfad so verweht, daß sie bis zu den Knien waten müssen. Sie kommen zum Ufer des Mühlarms. Dort hat der Vater bei starkem Froste Schilf gemäht für den Stadlauer Baumeister, der es als Stuktaturrohr braucht, um an den Zimmerdecken den Mörtel haften zu machen. Bertel zeigt der Liesel ein stehen gebliebenes Schilfbüschel bei den Uferweiden: „Siehst du dort unser Nest vom Rohrdröschel,¹ hoch oben in dem Schüppel Schilf? Dem ist der Vater mit der Sengsen ausg'wichen, weil ich ihn drum bitt hab'.“ „Ich weiß schon,“ erinnert sich Liesel, „das ist das nämliche Nest, bei dem wir zu Pfingsten zug'schaut haben, wie's von einem Tag zum andern größer geworden ist. Wie ein richtiges Körberl ist's eingeflochten zwischen den Halmen. Die Grasblätter gehen rundherum, einmal drüber, einmal drunter und die nächste Reih' umgekehrt einmal drunter

¹ Rohrdrossel



und einmal drüber. Schade, daß uns die Vögel nit haben zuschau lassen, wie sie das mit dem Schnabel gemacht haben! Vor uns braucheten s' doch nicht scheu tun. Sind wir denn nicht die Kinder vom Heger? Hast du überhaupt schon so ein Rohrdröschel g'fehn?" „D ja“, erwidert Bertel, nicht ohne Selbstbewußtsein. „Es sieht aus wie eine große Nachtigall: oben braungrau, unten beinah weiß.“ Bertel sucht linkshin nach einem Übergang, da der alte Holzsteg, der zum Lobauweg hinüberführt, schadhaft geworden und noch nicht ausgebessert ist. Ein lauwärmer Wind ist ausgesprungen, er legt sich den Kindern in die Kleider. Das wäre lustig, aber der Schnee unter den Füßen wird klebrig und erschwert das Gehen. Auch gibt es hier allerlei zu sehen und zu erlauschen, das betrachtet, beobachtet und beredet werden muß. Die noch geschlossene Eisdecke birgt jetzt da und dort mit gedämpfem Knistern. Das kann noch nicht vom warmen Wind kommen. Aber irgendwo im Gebirg, wo die Zuflüsse der Donau hertommen, muß es schon vor Tagen zu tauen begonnen haben. Die große Donau draußen mag geschwellt sein, so daß jetzt auch die Sickerwasser in den alten Donauarmen steigen. Das Wasser beginnt das Eis sachte zu heben und es von den Ufern zu lösen. Das verstehen die Kinder aus Beobachtung; und in der Schule haben sie gelernt, warum das so sein muß. Wenn's in Bayern, in Oberösterreich, in Salzburg, in Tirol tauet, dann führen die Quellbäche den Flüssen und die Flüsse dem Strome mehr Wasser zu. Der Grundschotter unter dem Regulierungsdamme läßt es durch; so muß es auch in allen Armen der



Alten Donau, die um die Auinseln herum fließen, steigen, wenn auch immer später als im Strom. Sie stehen nicht still, diese klaren Sickerwasser, sie zeigen eine langsame Strömung von West nach Ost, wie die Donau selbst. Das haben die Kinder oft an den seichten Stellen beobachtet, die sie in der wärmeren Zeit als Furten zu durchwaten pflegen und wo auch die Wagen durchfahren. Und an manchen Stellen ist die Strömung so lebhaft, daß sie auch im strengen Winter nicht gefrieren; und solche offene Stellen sind es, die von den Fischen gerne aufgesucht werden, wenn sie Luft schöpfen wollen. Von einer schilfumbuschten Insel des Mühlarmes herüber, auf der zwei alte hopfenumspinnene Erlen stehen, hören die Kinder das Niedertwachten der nassen Schneemassen, sie sehen das Wippen und Schwingen der Äste, die ihre Lasten abgeworfen haben. Dann wieder flüht vor ihnen überm Wasser etwas Bläuliches durch die Luft. Es ist ein Eisvogel, der im tiefen Fluge hinstreicht und ihnen die blaue Oberseite zugewendet hat. Bertel weiß, daß dieser flinke Fischer sein eigenes Gebiet ab- und aufstreicht und daß er bald wiederkehren wird. Da warten die Kinder, um

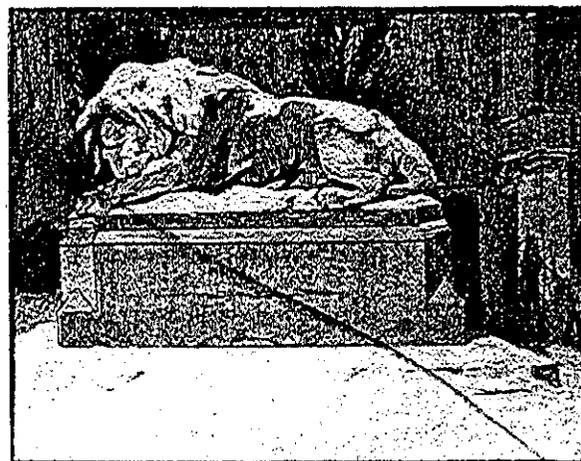
das Vergnügen des Schauens noch einmal zu haben. Wenn sie auch seit vier Jahren hier in der Lobau leben, den so fremdartig blauen Vogel haben sie doch nicht oft zu sehen bekommen. Und sie haben die Freude wieder. Einen fingerlangen Weißfisch im Schnabel, kommt der Eisvogel zurückgeschwirrt. Ein Hui, und der Vogel ist da; ein Hui, und er ist wieder weg! „Ah“, haucht Liesel, „der war schön!“ — „Aber jetzt gehn wir“, mahnt Bertel.

Splittterig werfen die nassen Schneeflächen das gelbe Licht des Sonnenballs zurück, der wie eine glühende Riesenscheibe tief über dem Silberpappelwalde der Lobau steht. Da tönt fernher aus dem Marchfeld ein langgezogener Pfiff. Die Lauschenden vernehmen ein gedämpftes Rattern. „U! Jegerl! Der Marchegger Schnellzug! Jetzt ist's achte und wir sind noch da! Sehen wir geschwinder“, drängelt Liesel. Sie setzen sich über die Schneedecke des Eises hin in Trab, daß der Schneebrei unter ihren Füßen nach allen Seiten spritzt. Wenn sie auch die Schuhe mit Hirschtalg gefettet haben, das Wasser ist ihnen von oben her übern Riß eingedrungen und macht sie frösteln. Und Liesel ist's, als ob das Wasser auch rund herum eindringe in ihren rechten Strumpf. Sie beguckt den Schuh. Richtig, die Holznägel sind unterm Sohlenrand sichtbar. Die gequollene Sohle hat sie aus dem Kranzel gehoben. Die Kinder stehen inmitten des Mühlarmes auf einem flachen Inselchen, das nur eine Sandbank ist. Weiter jetzt auf dem vom Hochwind ausgetretenen Wechsel durchs manns hohe Schilf und dann noch einmal übers Eis. Als sie den festen

Boden auf der Ufperner Seite unter den Füßen haben, arbeiten sie sich tapfer durchs Dickicht der Uferböschung. Das geht nur langsam. Die dornigen Zweige der Weißdornbüsche, mehr noch die der Schlehen und die stacheligen Ranken der Brombeersträucher vertwehren ihnen den Aufstieg. Die müssen sachte weggeschoben werden, sonst reißen sie Fehen von den Kleibern. Trotz der Schwierigkeit des Weiterkommens entgehen Bertel die weißleuchtenden Wunden an den Eschen- und Uhornstämmchen nicht, wo die Rehe und Hirsche die Rinde abgeschält haben, als die Grasäfung verschneit war. Das soll auch Liesel sich anschauen. Die ist aber zurückgeblieben und kommt nicht, als Bertel sie ruft. „Komm lieber du zu mir,“ gibt sie zurück, „ich kann nicht vom Fleck.“ Und als er bei ihr anlangt, macht er eine traurige Entdeckung: Eine niedergetrete Brombeerranke hat sich am vorstehenden Rand ihres Schuhs verfangen und die gelockerte Sohle ganz vom Oberleder gelöst. Da durchstöbert Bertel seine Taschen. Als richtiger Bub hat er darin ein Allerlei von Schnur-Enden, Knöpfen, Marberln, einen Taschenseitel, einen gefundenen alten hohlen Schlüssel, ja sogar ein rundgewickeltes Stück rostigen Drahtes, das er einmal unterwegs aufgelesen hat. Zunächst umwindet er Liesels klaffenden Schuh, so fest er kann, mit seinem großen roten Taschentuch, dann umbindet er den Wickel mit Draht und Spagat, so daß alles gut zusammengezwungen ist. Und er tröstet die Liesel. „Nach der Schul' gehn wir zum Moasens-Thomerl. Der nagelt dir die Sohle hinauf.“ Dann hasten sie weiter. Über verschneite Äcker halten sie

gerade auf die Asperner Kirche zu und erreichen bei einer haushohen Strohrüste¹ den zerfahrenen Siberausentweg, der vom „Roten Hiasel“ herauf über die Furt in der Alten Raufahrt und über den Mühlarmsteg nach Aspern führt. Getrieben vom warmen Südwind laufen sie lachend dahin. Da hält Bertel im Laufen inne. Er hat im breiigen Schnee die deutlichen Spuren eines kurzen, breiten genagelten Schuhs entdeckt. Mit dem Ausdruck lebhaften Unwillens zeigt er sie der Schwester: „Vom roten Hiasel.“ — Und unwillkürlich ballt er die Fäuste, denn er steht mit dem rot haarigen Buben des Buschewirtes auf Kriegsfuß. Und wie gerufen taucht der Benannte hinter der Strohrüste auf: „S'falln meine Haar dir aa nit? Han? Mir scheint, du brauchst was von mir? Han?“ Das klingt herausfordernd. „Hab' jetzt keine Zeit für dich!“ gibt Bertel trotzig zurück. Da erspäht der andere Liesels verbundenen Schuh. „Fehneliesel, schlän² di, sunst mußt im Ofenwinkel stehn.“ — Bertels Gesicht verzerrt sich im Zorn: „Das sagst nit noch einmal! Ich laß meine Schwester nit schimpfen!“ — Aber der rote Hiasel sagt es noch zweimal; er singt: „Fehneliesel, Fehneliesel!“ Da springt Bertel ihn an. Im Nu liegen sie beide im Schnee und Rot. Sie hämmern mit den Fäusten aufeinander los. Hiasel, der unten liegt, versucht zu beißen und kratzt den Gegner blutig. Da kommt ein Förster des Weges und treibt die beiden mit dem Stock auseinander. Den Schimpftruf wiederholend, läuft der Hiasel einen Feldrain entlang auf Eßling zu. Und Bertel ruft ihm verächtlich nach: „Schulstürzer,

¹ Hoher, festgestampfter Strohbortat im freien Feld. ² Bealle dich!



Schulstürzer!“ — Es gelingt Liesel nicht, des Bruders Gewand rein zu kriegen und die Kratzwunden auf der Wange unsichtbar zu machen. In gedrückter Stimmung, aber eilig setzen die Kinder ihren Weg fort. Als sie auf dem Siegesplatz anlangen, verlangsamten sie ihre Schritte. Das große Heldendenkmal vor der Kirche sieht heute ernster aus als sonst. Der Stein ist von der Nässe dunkel. Der Löwe von Aspern liegt traurig unter seiner triefenden Schneeschabracke, das schmerzverzerrte Gesicht auf den Feldzeichen Napoleons des Franzosentaisers. Da klingen vom nahen Kirchturm zwei helle Glockenschläge: „Halber neune!“ Auf den Fußspitzen betreten die Kinder das Schulhaus. Sie schleichen an der Unterklasse vorbei, aus der gedämpft das Chorlesen der ABESchützen herausschallt. So leise treten sie in die Oberklasse ein, daß der Lehrer ihr Kommen nicht merkt, da er, mit dem Aufschreiben

einer Schlussrechnung beschäftigt, von ihnen halb abgewendet ist. Neben der Türe bleiben sie stehen. Lautlose Stille. Nur das Kratzen der Griffel auf den Schiefertafeln bei den Buben und Mädchen der unteren Abtheilung und das leise Wispern der Federn auf den Sprachheften der oberen Abtheilung ist vernehmbar. Die strahlende Wärme des hohen Rachelofens lockt. Die Geschwister schlängeln sich sachte an ihn heran und streicheln ihn. Liesel liebäugelt mit ihrem Eckplatz in der ersten Bankreihe, Bertel späht nach der vorletzten Bank, wo er neben dem Feitsinger Franzel, dem Sohn des Gemeindevirtes, seinen Sitz hat. Sie lauern auf die Gelegenheit, unbemerkt auf ihre Plätze zu huschen. Wenn nur der Oberlehrer zum Fenster gehen wollte! Der aber steigt von der Treppe, stellt sich vor die Bankreihe und läßt seine Blicke über die emsig arbeitenden Kinder gleiten. Besonders scharf beobachtet er einen Buben der oberen Abtheilung, der beim Aufsatzschreiben ins Heft des Nachbarn schielen möchte. Liesel sucht hinter dem Bruder Deckung, sie kauert nieder und legt eilig Schuh und Strümpfe ab. Im Ofenwinkel mögen sie trocknen.

Als sie mit bloßen Füßen dasteht, flattert ein Richern in den Bubenbänken auf. Und einer ruft den Lehrer an: „Bitt', Herr Oberlehrer, die Heger Liesel ist bloßfüßig!“

Da sieht sich der Lehrer die Heger Kinder genauer an. Zunächst fällt ihm die Kratzwunde in Bertels Gesicht auf. „Hast schon wieder unterwegs gerauft, du Zornbinkel du?“ Bertel nickt stumm. „Mit wem?“ Der Bub schweigt. „Hast du angefangen?“ — Bertel

rührt sich nicht. Er will in den Augen des Oberlehrers Wagner, der zwar ein sehr strenger Mann ist, aber viel auf gute Kameradschaft hält, nicht als einer erscheinen, der die Schuld von sich auf einen andern abwälzen möchte.

Da wendet sich der Lehrer an Liesel; er lächelt ihr aufmunternd zu: „Der Bertel hat nicht angefangen, gelt?“ So ermutigt, berichtet das Mädchen alles, wie es gekommen ist, und schließt mit der Bitte: „Aber tun S' ihm nit, Herr Oberlehrer, dem Bertel.“ — „Und dem Hiasel?“ fragt der Lehrer dagegen. „Na nit, i bitt' schön.“ Da kichert die ganze Klasse. Der Lehrer aber macht ein ernstes Gesicht. „Liesel, Liesel, du verlangst nicht wenig von mir: ich soll dem Bertel verzeihen, daß er den Kameraden durch den Spottnamen getränkt hat; ich soll dem Hiasel verzeihen, daß er dir einen Spottnamen aufgebracht und deinen Bruder verkracht hat. Sie aber haben keiner dem andern verziehen; sind aufeinander losgegangen wie die Wilden; und du hast bei deinem Bruder kein gutes Wort eingelegt für den Hiasel. Wer soll da anfangen mit dem Verzeihen?“ In vollem Verständnis weiteten sich die blauen Augen der Liesel: „Ich fang' an, Herr Oberlehrer“, sprach sie mit freudiger Bestimmtheit. „Bin nimmer harb auf den Hiasel.“ — „J aa nit“, beeilte sich Bertel zu sagen. „Na also, dann brauchen wir nur noch den dritten. Wer will ihn herschaffen im Guten? Wer will ihm sagen, daß er nichts zu fürchten hat, wenn er selber verzeihen mag, und daß kein Bub und kein Mädchen mehr so dumm sein wird, ihn wegen der Haarfarbe zu verspotten?“ Bertel trat einen Schritt vor: „Ich,

Herr Oberlehrer.“ „So ist's recht. Wann nur ihr erst miteinander gut seid, so will auch ich euch verzeihen.“ Zur Klasse gewendet fuhr der Lehrer fort: „Und ihr merkt euch alle, was ich jetzt sag': Es wär' blödsinnig, wenn ihr den Hiasel wieder kränken wolltet, weil er andersfarbige Haar hat als ihr. Sagt zu ihm Hiasel oder Turnowsth-Hiasel, wie er heißt. Ihr wäret so dumm wie die Raben, die einen Mitraben nur deshalb zu Tode hacken mit ihren Schnäbeln, weil ihm zufällig weiße Federn gewachsen sind und nicht auch schwarze. Denkt nur, wieviel Menschenblut schon auf Schlachtfeldern geflossen ist, weil die einen die andern bekämpft haben als Andersfarbige, als Anderssprachige, als Andersgläubige, als Fremde, die sie untertriegen, beherrschen, ausplündern, ausbeuten wollten, als ob's dem Fremden gegenüber recht wär'. — Ihr aber, meine lieben Buben und Mädeln, ihr wachset in eine neue Zeit hinein, in der die Menschen sich miteinander gut vertragen sollen. Darum übt ihr euch in der Verträglichkeit. Seid gut auch zu denen, die anders sind als ihr!“ Da fielen des Lehrers Blicke auf Liesels nackte Füße. — Er entnahm der Tischlade eine alte Zeitung und einige Schnur-Enden. „So, mein Bertel, jetzt umwickel' der Schwester die Füß' mit Papier und überbind es gut. Mach ihr Papierschuh', die halten warm.“ Nach wenigen Minuten saßen die Geschwister auf ihren Plätzen. Und so oft ihre Blicke denen des Lehrers begegneten, war's ein gegenseitiges Versichern: „Gut sein, nur gut sein.“ — „Ja.“

Beim Moasen-Thomerl.

Als der Vormittagsunterricht geschlossen war, teilte Bertel mit Liesel das Mittagsbrot, ließ die Schwester bei andern Kindern, die auch zu weit nach Hause hatten, in der Klasse und machte sich mit ihrem geborstenen Schuh auf den Weg zum Schuster, dem allbeliebten Moasen-Thomerl, dessen Gehößt auf der Eßlinger Seite inmitten der dazugehörigen Gründe lag. Während er im Gehen aß, spähte er nach allen Seiten, ob er den Hiasel nicht irgendwo sähe. Auch suchte er den mit breiligem Schnee bedeckten Boden nach Spuren des Ausreißers ab. Erfolglos. Ohne große Hoffnung fragte er beim Moasen-Thomerl nach dem Schulfürzer und erhielt von dessen fast siebenjährigem Töchterl, der mit Liesel besteundenen Negerl, die Auskunft, daß sie den Hiasel hatte auf den Eßlinger Speicher zu schlendern gesehen. — Und richtig fand er, von der Enzersdorfer Straße abschwenkend, eine Reihe von Spuren im Schnee, die zwar wegen der fortschreitenden Schmelze undeutlich waren, aber doch die Nagelung der Sohlen erraten ließen. Von der Spur geführt, kam Bertel unweit des großen „Schüttkastens“, jenes Speichers, der im Napoleonkrieg von den Franzosen besetzt und von den Österreichern beschossen worden war, zu einer halb abgetragenen Strohfresse; und dort entdeckte er nahe am Boden einen Einschlupf. Nun sprach er in die von losem Gehalme locker verschlossene Höhlung hinein: „Hiasel, Hiasel, grüß di Gott! — Komm heraus!“ — Keine Antwort. — „I bin nimmer harb auf di und die Liesel aa nit.“ —



Keine Antwort. „Und der Oberlehrer hat versprochen, er tut dir nix, wenn du mir verzeihst; die Liesel hat bitt für dich.“ Noch immer rührte sich nichts in dem dunklen Loch. „Seh, verzeih mir, daß ich dich gestozelt hab' wegen deine Haar'; ich tu's nimmer und die andern Kinder tun's aa nimmer, sie haben's dem Oberlehrer versprochen.“ — Da vernahm der Lauschende ein Knistern im Stroh. Er wartete. Als es wieder stille wurde, begann er den Versteckten zu locken: „Und ichent' dir mein großes gläsernes Marberl — und meinen Engeltkreuzer dazu, einen ungarischen, der ist ganz neu, glanz wie rotes Gold.“ — Da kam Bewegung in die Halme, mit denen der Einschlupf verstopft war, und Hiasels sommersprossige Rechte ward sichtbar: dazu klang es dumpf aus dem Innern der Strohtriste: „Erst gib mir die Glaskugel und den Kreuzer!“ Mit Freuden legte Bertel das Veröhnungsgeschent in die offene Hand. Gleich darauf kroch der Schulstürzer auf allen vieren heraus, schüttelte die anhaftenden Halme aus den Kleidern und den wirt nach allen Seiten starrenden Haaren und lachte Bertel ins Gesicht. Dann langte er aus seinem Schulranzen, den er am Riemen nachgezogen hatte, ein Stück

dunkelgeräuchertes Schweinsfleisch und Brot, schnitt von beiden etwas ab und trug es Bertel an: „Magst?“ Einträchtig essend und plaudernd wie zwei alte Freunde gingen sie quer übers zertweichte Feld auf Asperrn zu und rechtzeitig langten sie in der Schule an, wo sie von der bereits vollbesetzten Klasse mit einem Halloh begrüßt wurden. Als der Lehrer eintrat, fand er Hiasel und Bertel nebeneinander sitzend. Er trat an Hiasel heran, dem das Blut in die Wangen schoß, da er auf eine Rüge oder auf Ärgeres gefaßt war. — Der Lehrer aber sah ihm lang in die Augen und fragte ihn ruhig: „Hast Frieden gemacht mit dem Heger-Bertel?“ „Ja, Herr Oberlehrer!“ „So will auch ich dir verzeihen, schulstürzen wirst nimmer, gelt?“ „Nimmer, Herr Oberlehrer, gar nimmer!“ — „Der Bertel ist dir ein guter Kamerad; er hat dich wieder auf den rechten Weg gebracht; mußt ihm gut bleiben dafür.“ Da nickte Hiasel; und merkwürdig: die Augen des Buben, der daheim nie zu weinen pflegte, wenn er für einen dummen Streich gestraft wurde, füllten sich mit Tränen. Der Unterricht stand im Zeichen der Freude. Die Wiedertekehr der Verirrten hatte den Lehrer und die Schüler froh gemacht. Da wagte es der zarte, blaswangige Hansi, der Sohn des Oberlehrers, den sonst so Strengen zu bitten: „Eine G'schicht'! bitt' Vater, eine G'schicht'.“ Und der Oberlehrer begann: „Es war einmal weit in Galizien droben ein armer, armer Bursch, dem waren Vater und Mutter früh gestorben und hatten ihm nichts gelassen als das Andenken an ihre Bradheit. Es waren nüchterne Leute gewesen mitten in einem Land, wo viel Schnaps gebrannt und getrunken wird. Auf dem

Sterbebethe hatte der Vater zu seinem Buben gesagt: 'Arbeit fleißig und spar, spar, mein lieber Mathes! Trink nicht Schnaps, nicht Bier, nicht Wein! Es wäre schad um die schwer verdienten Kreuzer. Spar, spar. Und wenn du ein paar Tausender hast, dann kauf dir eine Hütte und ein Stück Grund! Dann bist du dein eigener Herr. Heirate ein arbeitsames Weib und es wird euch gut gehen.' Mathes diente als Knecht bei einem polnischen Bauer. Der Bauer aber war ein Schnapstrinker. Und so oft er einen Rausch hatte, schlug er Weib und Kinder, am meisten aber den armen Knecht. Mathes wäre am liebsten auf und davon gegangen, aber er hatte ein Mädel im Orte gern, die hieß Johanna und war Küchenmagd im Meierhof. Und Johanna liebte ihn trotz der roten Haare, um derer willen andere Mädeln ihn den Roten Mathes schalteten. Sie hatte geringen Lohn und langsam ging bei ihr das Sparen auf die Aussteuer. Beim Mathes aber ging es gar nicht, denn der Bauer blieb ihm den Lohn schuldig. Da kam eines Tages ein Herr aus Wien und warb Schwerarbeiter zum Schotterführen bei der Donauregulierung. Auch Mathes ließ sich anwerben. Als er von der weinenden Hanka Abschied nahm, sprach er zu ihr: 'Weine nicht, meine liebe Hanka. Ich werde sparen, und wenn ich genug hab', daß wir heiraten können, ruf' ich dich.' Dann gab er ihr einen Kuß und das war so viel wie ein Eid.

Mit einem Trupp anderer Arbeiter marschierte er unter Aufsicht des Anwerbers drei Tage lang zur Bahn. Dann wurden sie in einem Viehwagen untergebracht und der Lastzug brachte sie fort aus ihrer Heimat bis

nach Wien. Dann wurden sie weitergetrieben, bis man ihnen hier in der Au eine der Holzbaracken anwies, wo viele Arbeiter beisammen hausten. Es waren nicht nur Polaken, auch Italiener, Kroaten, Tschechen, Slowaken, Slowenen und Deutsche aus Gottschee.¹ Das Verladen und Verteilen des aus dem vertieften Strombett gebaggerten Schotters, das Ausfüllen der Wasserläufe im Inundationsgebiet war schwere Arbeit und die Leute verdienten viel Geld. Aber die meisten waren Trinker und Spieler und Käufer. Besonders arg trieben es die Italiener, weil sie viel Rotwein tranken. Und wenn sie im Rausch um den Spielgewinn zankten, griffen sie zum Dolchmesser, das jeder bei sich trug. Da war ein Mord nichts Seltenes. Mathes aber hielt sich zu den Slowaken und Deutschen, die sparten für ihre Angehörigen in der fernen Heimat und waren friedliche Menschen. Er dachte an seine Braut und wollte bald heiraten. Aber erst mußte er eine eigene Hütte haben. Und Turnowstky sparte, um sich eine der verlassenen Mühlhütten zu kaufen, die früher auf den Donauarmen geschwommen waren, jetzt aber auf trockenem Boden standen, weil das Wasser im tiefausgebaggerten Donaubett floß, das immer noch tiefer ausgebagert wurde. Auf schmalspurigen Feldbahnen führte man den vom Baggerschiff durch die Eimerkette vom Stromboden heraufgebrachten Schotter landeinwärts. Und auf Karren brachte man ihn zu den Mulden, die ausgefüllt werden sollten, oder man führte ihn zum Regulierungsdamm, der höher und höher aufgeschüttet wurde. Die Fuhrknechte waren besser

¹ Deutsche Sprachinsel mitten im slowenischen Krain.

gezahlt als die Schotterkäufer. Und Turnowstky wurde Karrenkutscher. Ein Jahr später hatte er so viel Gulden beisammen, daß er die Schiffsmühlhütte am Biberweg kaufen konnte. Da hinein baute er einen gemauerten Herd, machte aus alten Brettern einen Tisch, zwei Betten und zwei Stühle. Dann schickte er der Hanka einen Selbstbrief und lud sie ein zur eigenen Hochzeit.

In der Aspener Kirche ist das Paar getraut worden. Aus ihrer Hütte machten sie eine Auskocherei. Es gab da noch lange Jahre hindurch Geld zu verdienen. Die Donauregulierung war im besten Gang; die vielen Tausende von Arbeitern sollten noch mehr als ein Jahrzehnt zu tun haben, ehe das Donaubett vom Bisamberg bis zur March gleichmäßig tief ausgebaggert, das Inundationsgebiet flach beschüttet, die Dämme hoch genug gebaut waren. Denn niemals mehr sollte das Hochwasser des Riesenstromes darüber fluten können. Das Marchfeld sollte nie mehr überschwemmt, nie mehr sollten die Häuser der Landleute eingedrückt werden von der Wucht des Eisganges, wie es früher so oft geschehen war. Hatte doch der Eisgang den Stadlauern die Kirche weggerissen!

Turnowstky kaufte alte Ziegel auf und führte sie selbst weit her und dann baute er sich das Haus, das heute noch steht, durch mancherlei Zubauten vergrößert und verschönert. Ist auch die Regulierungsarbeit in unserer Gegend beendet, auf dem Damme von Wien her und auf dem Biberweg von Aspern her finden die Leute noch immer hin zum Turnowstkywirt. Und sie nennen ihn den „Roten Hiasel“ wegen der Farbe



seines Haares und seines Bartes. Aber der Bub des Wirtes mag diesen Namen nicht gern hören. Darum haben sich die Aspener Schulkinder vorgenommen, ihn nur mehr Hiasel zu heißen, Hiasel Turnowstky.“ — Da schmunzelten die Kinder und Hiasels

Wangen röteten sich. Heute zum erstenmal war er stolz auf seinen Vater, der ein armer, armer Bursch gewesen war und heut als ein wohlhabender Mann geachtet wurde — ein Herr aus eigener Kraft.

Nach der Schule trug Hiasel mit Bertel abwechselnd die Liesel huckepack bis zur Haustür des Moasen-Thomerls. Dann aber eilte er heim zu, da er im Wirtsgeschäft nötig war. Es gab gegen Abend mehr Gäste als untertags.

Beim Schuster mußten die Geschwister warten. Wohl war schon das Oberleder auf den Leisten aufgezwickelt; aber die abgerissene Sohle war noch nicht aufgenagelt. Das Flicker war dadurch erschwert, daß Liesel einen Teil des Kranzels sowie die Sohleneinlage verloren hatte. Auch die Bramsohle¹ war zerrissen.

Da setzten sich die Geschwister auf die Ledertruhe neben der Wertbank und schauten dem Schuster bei der Arbeit zu, daß ihnen kein Handgriff entging. Bis her war ihnen die Entstehung eines Schuhs ein Geheimnis gewesen; jetzt genossen sie das Vergnügen der Einsicht, denn sie sahen vor sich die zugeschnittenen Bestandteile von angefangenen Schuhen, deren Fertigstellung der Moasen-Thomerl ihnen zulieb unterbrochen hatte. Da lagen zugeschnittene Obertheile mit Futterleintwand unterklebt, daneben die Sohlen, die Absatzblätter und die Werkzeuge: ein scharfer Schustertneip, ein breitköpfiger Hammer, das Bstech-Ertel (die gebogene Ahle), der Bohrer (die gerade Ahle), grauer Hanfzwirn, Schweinsborsten, schwarzes Pech u. a. u. a.

¹ Innerste Sohle, welche an ihrem Rande (Bram) mit dem Oberleder verbunden wird (fälschlich „Bramsohle“ genannt).

Mitten darunter stand ein Holzschüsselchen mit braunem Schusterpapp, dessen saurer Geruch sich mit dem herben Rindenduft des Leders mischte. Diese Gerüche waren um so aufdringlicher, als die Stube behaglich durchwärmt war. Aber im Wertbankwinkel war es beinahe zu warm; der breite eiserne Sparherd, dessen ungefüger Leib auf bedenklich dünnen Winkelleisenbeinen stand, hatte seinen Platz am Mauerpfeiler zwischen den Fenstern und sein langes blechernes Rauchabzugsrohr führte quer unter der niedern Zimmerdecke, an der es in Drahtschlingen hing, in den fünf Schritt entfernten Raminwinkel, so daß die Hitze nicht nur des Feuers, sondern auch der abstreichenden Rauchgase recht ausgenützt wurde. Während seiner Arbeit hob der Schuster manchmal sein schmales, gutmütiges, vom angegrauten schütterten Vollbart umrahmtes Gesicht und schaute lächelnd über die auf der Nasenspitze stehende Stahlbrille zu den Geschwistern, deren Gesichter im Eifer des Zuschauens, vielleicht auch vor Ungeduld glühten. Schon hatte er die schadhafte Bramsohle vom Kranzel getrennt und schnitt eine neue zu. Da ging die Tür auf und in die schon dämmerige Stube trat Regerl. Ihre blauen Augen leuchteten auf, als sie an die Geschwister herantrat. „Grüß di Gott, Liesel, grüß di Gott, Bertel!“ — „Grüß di Gott, Regerl“, klang es von beiden zurück. Dann machten sie der kleinen Freundin zwischen sich auf der Truhe Platz und jedes nahm eines ihrer Händchen. Nun ging es ans Erzählen. Was die Geschwister seit der Früh erlebt hatten, mußte sie erfahren. „Regerl,“ fragte der Schuster herüber, „hast du die Henderln gefüttert?“ — „Ja,

Vater!" — „Eing'sperrt auch?" — „Ja, Vater, eing'sperrt auch!" „Dann stell' Wasser zu und Erdäpfel; 's wird Nachtmahlzeit." Willig folgte die Kleine, die seit dem Tode der Mutter sich dareingefunden hatte, dem Vater in der Wirtschaft zu helfen. Wenn sie auch erst im nächsten Herbst in die Schule kommen sollte, war sie doch schon ein verlässliches Hausmutterl. Sie trat an den Vater heran und lispelte ihm etwas ins Ohr. Er zwinkerte ihr beifällig zu. Da stellte sie Wasser in der Kaffeetanne auf die Herdplatte, rückte sich einen Schemel zum Küchenspind, holte eine Schachtel „Franck-Kaffee" herab, tat davon eine Prise ins Wasser und fragte zum Vater hinüber: „Bitt', Körndel aa?" „Wohl, wohl, mein Hausmutterl," gab er lächelnd zurück. Geschäftig und vergnügt, als ob sie spielte, holte Regert die Kaffeemühle aus dem Schrant, tat ein Händlein voll gebrannte Gerste hinein und schickte sich an, die Kurbel zu drehen. Aber Liesel war schon von der Truhe herabgesprungen, nahm ihr die Mühle ab und setzte sie in Gang.

Bertels Augen hingen an den Händen des emsig arbeitenden Schusters, der die Petroleumlampe angezündet und die „Schusterkugel" daborgehängt hatte. Die mit Wasser gefüllte kindskopfgroße Glaskugel sammelte die Strahlen und warf sie als Lichtkegel auf Liesels Schuh, dessen „Selent"¹ der Schuster mittels des Knierriemens auf seinen Oberschenkel niederpreßte. Er begleitete seine Arbeit bei aller Hast mit Bemerkungen, die wohl dem ungeduldigen Zuschauer die Zeit kürzen sollten. „Aus ein'm zerriss'nen Schuh einen

¹ Biegsame Verbindung zwischen Absatz und Sohle.

ganzen machen — ist eine Freud'" — „überhaupt einem aus der Verlegenheit helfen — ist eine Freud'" — „und solche Freuden hat der Schuster alle Tag'" — „Schuster sein — ein guter Schuster sein — das ist halt fein" usw. Bertel war aufmerksam wie ein guter Lehrbub. Was ihm früher unbegreiflich gewesen war, erschien ihm jetzt selbstverständlich, als könnt' es gar nicht anders sein. Bisher war Bertels Sinnen darauf gerichtet gewesen, ein Jäger oder Heger zu werden. Jetzt begann er zu überlegen, ob er nicht lieber Schuster werden sollte. Der Schuster zwirbelte einen Zwirnsfaden, indem er ein Ende mit den Zähnen festhielt und das andere zwischen den Handtellern drehte, legte die Enden zusammen, daß die Fadenhälften sich windend vereinigten, wachste den durchs Drehen entstandenen „Draht", flocht eine gespaltene Schweinsborste als Spitze ein und begann die rundherum unter die Ränder des Oberleders geschobene Bramsohle anzunähen.

Er stach mit dem gebogenen Bstech-Ertel die un mittelbar auf dem Leisten liegende Bramsohle an und durchbohrte den darüber aufgewickelten Rand des Oberleders. Dann führte er den Draht mittels der Borste durch die Löcher und nähte so die eingelegte Bramsohle mit dem Oberleder fest aneinander. Jetzt erst entfernte er die eisernen Schusterzwecken, mit denen der Rand des Oberleders einstweilen aufgezwickelt gewesen war, und klopfte mit dem breiten Kopf des Schusterhammers die Falten des Randes rundherum flach. Er schnitt mit dem scharfen Schusterkneip einen fingerbreiten, ziemlich starken Lederstreifen, schürfte ihn auf einer Seite ab, damit er als „Kranzel"

am äußeren Sohlenrande dicker und gegen das Innere der Sohle dünner werde, klopfte ihn krumm und klebte ihn mit Schusterpapp auf die Rundnaht. Dann schlug er mit dem Hammer und dem geraden Bohrer Löcher durchs Kranzel bis in die Bramsohle. So oft er den Bohrer herauszog, steckte er einen in Papp getauchten Holznagel ins vorgeschlagene Loch und trieb ihn mit seinem Hammer hinein. Als das Kranzel auf diese Art rundherum zähe mit dem Rande des Oberleders vereinigt war, zog er die abgerissene Sohle aus ihrem Wasserbad, entfernte mit der Zwickzange alle noch in ihr steckenden Holznägel, klebte alte Lederflecke als Zwischensohle auf die Bramsohle, so daß der Hohlraum innerhalb des Kranzels ausgefüllt war, und strich wieder dick Papp darauf. Nun erst legte er die Außensohle auf die Pappschichte, so daß ihre Ränder genau auf den Rändern des Kranzels lagen, befestigte sie einstweilen auf ihrer Unterlage mit drei Schusterzwecken und stand auf.

Er rekelte sich, tätschelte mit seinen pechgeschwärzten Händen des Knaben eifergerötete Wangen und heischte des Kindes Anerkennung: „Was sagst du dazu, mein lieber Bertel? — Ist das Schusterhandwerk nicht ein Vergnügen? Ein zerrissener Schuh ist ein jämmerliches Ding, zu nichts nutz; ein paar Handgriff' und er ist wieder ganz.“ Bertel sah mit dankvollen Augen zum Schuster auf; galt doch die eilige Hilfe der Liesel. Da lud Regerl alle zum Kaffee ein, der in Häferln und Schalen verschiedener Herkunft auf dem Tische bereitstand. „Laßt euch's schmecken, Kinder, und brock' brav Brot ein, ich mach' dertweil die Flickerei fertig.“ Haus-

fraulich nötigte Regerl ihre Gäste zu Tisch, Bertel aber nahm seinen Kaffeetopf in die Rechte, das Brot in die Linke und stellte sich zum Schuster, der mit wunderbarer Handfertigkeit den Bohrer durch den Sohlenrand trieb und zwei Reihen Holznägel, deren jeden er erst in die Pappschüssel getunkt hatte, in die vorgeschlagenen Löcher hämmerte. „Noch ein paarmal mit der Raspel über die Holznägel gestrichen, die Ränder mit dem Kneip glattgeschnitten, gewachseht und mit dem heißen Vornrähm¹ geglättet, und der Schuh kann vom Leisten genommen werden.“

Während der Jause kam „Scheckerl“, die dreifarbigte Raße, die bisher in irgendeinem Winkel geschlummert haben mochte, zum Tische, setzte sich der Regerl auf den Schoß und legte die weichen Vorderpfötchen auf die Tischkante, wie ein artiges Schulkind die Hände auf die Bank legt. Schnurrend erbettelte sie sich ihren Anteil an Kaffeebröckerln, schnurrend dankte sie. Auch Liesel hatte einen kleinen Jausengast auf dem Schoße sitzen; es war Antschl, Regerls hölzernes, bunt belledetes Dockerl mit knallroten Pausbacken. Aus übergroßen Augen schaute die Puppe über den Tischrand ins Ungewisse. Da ließ sich von der Höhe des Kleiderkastens eine Stimme vernehmen: „Regert, schneuz' di!“ Verwundert schaute Liesel auf und bemerkte im großen Käfig auf dem Kasten einen Star, der den Kopf über dem Futterntürschel herauszwängte und seinen Ruf wiederholte: „Regert, schneuz' di!“ Dann sperrte er seinen Schnabel weit auf und ließ ihn wieder zuschnappen. Regerl wurde rot bis unter die Haar-

¹ Schmales Elfen zum Blätten des Sohlenrandes (des Rähms).

wurzeln und lachte in ihren Kaffeetopf hinein. Der Vater aber half ihr aus der Verlegenheit: „Drei Jahr' schon brauch' ich die Regerl nimmer zu mahnen, daß sie sich die Nase putzen soll. Der Starl aber hat sich's g'merkt, was ich früher oft hab' sagen müssen. Und wann er sagen will: ‚Gebts mir was zu essen,‘ so sagt er den einzigen Satz, den er g'lernt hat; 's is halt ein dummer Vogel, gelt Regerl?“

Nach der Jause holte Regerl unterm Abwaschbankerl das Mehlwurmhäfen hervor, griff eine Handvoll Kleie heraus, in der es neben Puppen und braunen abgestorbenen Käfern auch wohlgemästete „Mehlwürmer“ gab. Die käferähnlichen Puppen ließ sie in den Topf zurückfallen, der Zucht wegen, die wurmförmigen Larven aber vergönnte sie dem Star, der sie mit aufgesperrtem Schnabel entgegennahm. Dann zündete sie eine Kerze an und führte die Geschwister in die geräumige Schlafkammer neben der Wohntüche. Auf den Fußspitzen und ohne ein Wort zu sprechen, traten die Kinder ein. Da hingen große Drahtkäfige an der Wand. Der kleinste derselben beherbergte einen einbeinigen Simpel und einen kahlköpfigen Stieglitz, die eng aneinandergeschmiegt schliefen. Die größeren Käfige waren reichlich mit Meisen bevölkert, die in kleinen Gesellschaften auf dem Gezweige hineingezwängter Bäumchen schlummernten. Von allen waren diesel nur die Blaumeisen, die Kohlmeisen und die langgeschwänzten Pfannenstielmeisen bekannt. Neu waren ihr die drei Beutelmeisen in vorherrschend rotfarbenem Federkleid mit schwarzweißen Kopfmästen; sie hielten sich nahe beisammen neben ihrem birn-

förmigen Neste, das aus Pappelwolle und Haaren geflochten, vom Ende eines Weidenzweiges niederbaumelte. Regerl erzählte lispelnd, der Vater habe das Nest vom Ast einer alten Weide abgenommen, die im Vorjahr am Ufer des Mühlarms gefällt worden war. „Ihr müßt bei Tag wiederkommen, wann die Sonn' hereinscheint, da werdet ihr schau'n und losen!“

Als Regerl mit ihren Gästen in die Wohntüche zurückgekehrt war, fuhr sie laut fort: „Am Ostersonntag, da tragt der Vater die Vogelhäuserln alle in den Garten und macht die Türln auf und laßt die Vogerln aus. Und wann der Winter kommt, fangt er sie mit'n Schlagnetz wieder ein, daß sie nit hungern müssen, wann alles verschneit ist.“ — „So treib' ich's seit meiner Bubenzzeit,“ mischte sich der Schuster in die Rede, „und deswegen haben mir d' Usbecker² den Namen außbracht ‚Moasen-Thomerl‘. Kein Mensch sagt, er geht zum Herrn Thomas Wittauer, ein jeder sagt, er geht zum Moasen-Thomerl; es is schon so mein Ehrennam'! — Aber jetzt, Kinder, flink in die Strümpf' und Schuh! Es ist schon sechs vorbei.“

Die Geschwister schauten einander betroffen an. — Ihnen war die Zeit schnell vergangen, jetzt dachten sie an der Mutter und des Vaters Angst. Mit vorhaft zitternden Fingern machten sie sich zum Gehen bereit. Indessen zündete Regerl die Kerze in der Laterne an; die sollte Bertel fragen. Dafür bekam sie vom Vater Lob zu hören: „Bist vordenkend, Menscherl, g'ratst der Mutter nach.“

¹ Hochen. ² Volkstümlich für Ußperner.

Der Schuster langte einen Blechtopf mit Fischtran vom Fensterbrett, und als die Kinder auf der Schwelle standen, fettete er ihnen die Schuhe über und über damit ein, besonders die Sohlen und die Schnürfugen. Dankend nahmen die Geschwister Abschied und stapften hinaus in den feuchtklauren Abend durch breiigen Schnee und Pfützen von Schmelzwasser, das ihnen nichts anhaben konnte, da es nicht haftete und nicht eindrang.

Rüon der Ereue.

Bertel und Liesel waren der plumpen Laterne froh; die dicke Kerze brannte mit großer, weithin leuchtender Flamme. Sie nahmen den Weg unter die Füße. Sie stemmten sich gegen den lauen Wind und kamen so ins Laufen, daß ihre Lodenjoppen im Winde flatterten. Im Widerschein des Kerzenlichtes glänzten die Pfützen wohl, aber die Geschwister patzten durch, daß das Wasser hoch aufspritzte. Sie dachten an Mutter und Vater, die sich ja nicht erklären konnten, wo denn die Kinder so lange blieben. „Und der arme alte Rüon! Wie weit mag der uns schon entgegengewartet sein?“ fragte Bertel, „vielleicht gar bis zum Mühlarm, so weit er uns hat gehen gesehen.“

Der Gedanke, daß das alte Tier vor Kälte zitternd im nassen Schnee oder auf dem Eise herumsuche, ohne eine Spur finden zu können, peinigt beide Kinder; Ereue um Ereue. Er soll nicht vergeblich auf sie warten. Nicht nur, um rascher heimzukommen, sondern auch dem Hunde zulieb, der sie nur auf demselben Wege

erwarten kann, den er morgens mit ihnen gegangen ist, verzichten sie darauf, den zwar viel weiteren, aber um so bequemeren Wibertweg zu gehen. Im Schimmer des Laternenlichtes erkennt Bertel die zerfließende Spur im Boden, die Liesel am Morgen mit ihrem ungleichen Schuhwerk gemacht hat, und er bringt die Schwester richtig zur selben Stelle der Böschung, über die sie heraufgestiegen sind. Sie zwingen sich wieder durchs Dickicht, in dem Liesel ihre Sohle abgerissen hat. Trotz der Laterne gelingt es ihnen schwer, durchzukommen. Als sie an den schmalen Teil des Mühlarmes kommen, der sie von der Schilfinsel trennt, gelangen sie nur springend vom Ufer aufs Eis, das vom steigenden Wasser gesprengt und etwas abgetrieben ist. Knisternd reiben sich die Schollen aneinander und geben dem Druck der Füße nach. Einzeln springen die Kinder von Scholle zu Scholle. Als Liesel von der letzten Scholle ans Ufer hinüberhüpft, weicht das Eis im Rückstoß zurück, doch Bertel überspringt noch das breitere Wasser, nur mit einem Fuß sinkt er im Schlamm ein. Er fällt nach vorne mit der Brust ins Röhricht und zerdrückt die Gläser der Laterne. Die Kerze verlöscht. Aber die Geschwister sind glücklich drüben und sie kennen den Weg. Ihre Augen gewöhnen sich bald an die Dunkelheit. Die Fruchtrispfen des Schilfes heben sich vom dünnen Wolkenschleier ab, der vom dahinterstehenden Monde sanft durchleuchtet ist. Hastig schieben sich die Kinder durchs rauschende Röhricht, Bertel voran. Als sie beim andern Ufer der Insel ankommen, finden sie die Eisschollen unerreichbar weit abgetrieben. Was jetzt? Der Sub

weiß, daß das Wasser hier tief ist. Zurück auf die Wiperner Seite! Aber auch hier ist es schon unmöglich geworden, hinüberzukommen. Die beim Absprung Bertels noch weiter zurückgestoßene Scholle hat andere mit sich hinübergerissen. In unüberspringbarer Breite glänzt das Wasser längs des Inselandes. Bertel führt die Schwester langsam hinüber zum Südufer. Er legt die Hände hohl vor den Mund und schreit in die Nacht hinaus dem Winde entgegen, so laut er kann: „Hil — fe! Va — ter! Kü — on! Kü — on!“

Keine Antwort, nur im Schilf rauscht es, als ob jemand sich durchschöbe, aber es ist nur der Wind, der die Halme aneinanderschlägt. Das Rufen hört man nicht weit. Bertel verlegt sich aufs Pfeifen. Er steckt zwei Finger seiner linken Hand zwischen die Lippen und läßt den gellenden Pfiff erschallen, mit dem er bei der Heimkehr aus der Schule den Hund aus der Ferne zu locken pflegt. Vergeblich. Da zieht er den hohlen Schlüssel aus der Tasche; er legt die Kante seiner Höhlung an den gespitzten Mund und bläht hinein, daß ein schriller Pfiff entsteht, der durch Mark und Bein geht. Liesel hält sich beide Ohren zu. An- und abschwellend, klagend, jammernd geht der hohe Ton durch die Lüfte und er muß weithin zu hören sein. — Banges, banges Lauschen. Kein Laut gibt Antwort; nur das Wild ist unruhig geworden in der weiten Au. Ein Trappeln und ein Knistern zertretener Bodenreiser wird hörbar. Irgendwo bricht ein Hirsch durchs Köhricht, dann ein zweiter, es folgt ein ganzes Rudel, das Gestampfe der flüchtigen Tiere hat etwas Bedrohliches. Liesel schmiegt sich an den Bruder: „Bertel,



mir ist kalt.“ Da wird er gewahr, daß der Wind umgeschlagen hat, auch ihn fröstelt. Vom Laufen verschwitz, empfindet er jetzt beim Herumstehen die Abkühlung. Dann merkt er, daß der Boden unter seinen Füßen nachgibt, er steht bis an die Knöchel im Schlamm. Er entschließt sich, aus aufgehäuften Schilfhalmen wenigstens für Liesel einen trockenen Sitzplatz zu schaffen. Er selbst will sich nicht setzen und nicht legen. Er muß wach bleiben, vielleicht die ganze Nacht. Der Wind weht scharf von West nach Ost und beginnt die Wolken zu teilen. Es ist zweifelhaft, ob der Schall quer durch den Wind zum Hegerhause dringt. Und noch zweifelhafter ist es, ob ihn der Vater vernimmt, der jetzt wahrscheinlich seine Kinder im Westen am Biberweg sucht, da er keine Ahnung haben kann, daß sie von der Eßlinger Seite kommen. Und Küon, der arme, ist vielleicht vom Vater gezwungen worden, dort mitzugehen, um suchen zu helfen. Da ruft Liesel den Bruder an: „Komm her, huschel' dich zu mir.“ Bertel aber, der vom Ufer aus hinaushorchen will in die Weite, trippelt am Rande der Insel hin und her, um sich der Kälte zu erwehren. Er spricht der Liesel zu:

„Leg dir die Schultenzen unter den Kopf und deck dich mit der Joppe zu. Ich such' mir Steine und werd' Wachposten stehen, daß dir nichts geschieht. Es könnt' ein Hirsch kommen, den müßt' ich scheuchen.“

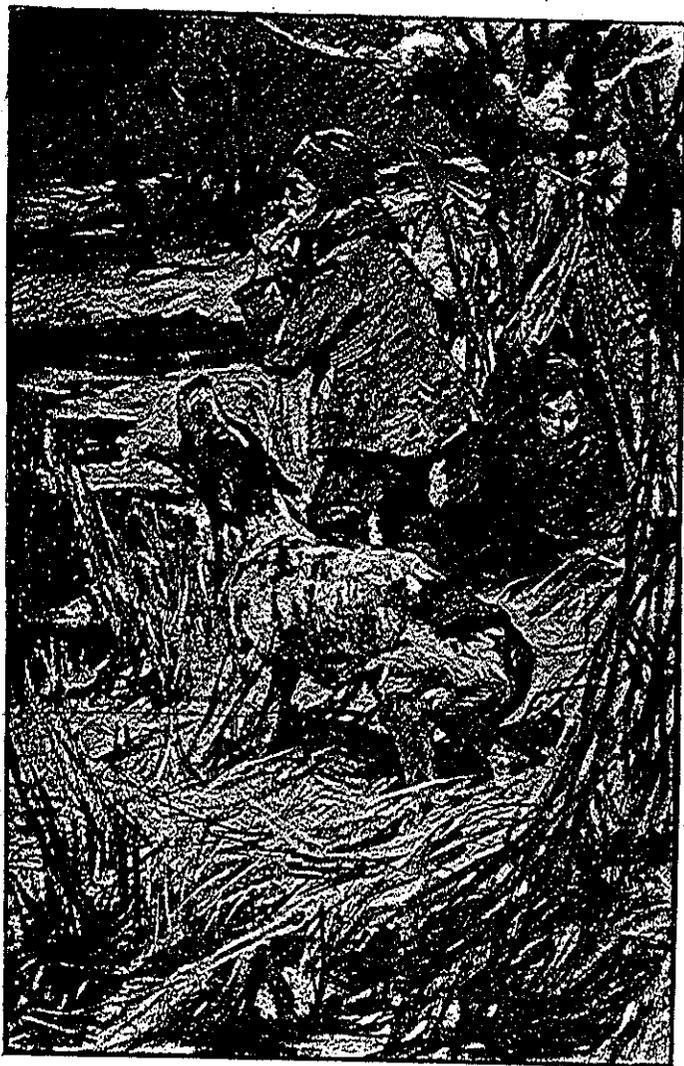
Plötzlich verstummt Bertel. Er hat ein Rufen gehört. Es kommt mit dem Wind, der jetzt von Südwest weht. Und wieder hört er's. Es klingt wie: „Komm mit“ oder „Quo it“. Das ist die Stimme des kleinen Waldkauzes, den die Leute das Totenwichtel nennen. Bertel ist nicht frei vom Aberglauben des Volkes, es müßte jemand bald sterben, wo das Totenwichtel schreit. Aber er mag noch nicht sterben, er mag nicht erfrieren. Lebhafter stapft er hin und her. Dann läßt er wieder einen schrillen Pfiff ertönen. Langhin hallt es durch die Nacht: „Fi—fo!“ — Keine Antwort. Da wird Bertel bange, sehr bange. Und er beginnt zu beten. Dann wieder zwingt er sich durchs Röhricht, ob er nicht irgendwo eine Eisplatte erlangen könnte, um auf ihr liegend mit den Händen hinüberzurudern zum andern Ufer.

Plötzlich wird es heller. Als blasse Scheibe wird der Mond am südlichen Himmel sichtbar, die Wolken haben ihn freigegeben und er scheint mit Windeseile von Ost nach West zu laufen, den Wolken entgegen, die er silberig berandet. Im fahlen Lichte sucht der Bub nach einer Sandwelle, die trockener wäre als der Schilfboden. Dann beginnt er mit seinem Taschensichel Schilfhalme zu schneiden, einzeln, Halm nach Halm. Wie langsam das geht! Von den kieseligen Halmrinden wird die Klinge stumpf. Da weßt er sie an einem aufgelesenen Hartstein. Er schneidet weiter,

hastig, unermüdblich. Je stumpfer das Messer wird, desto stärker drückt er mit der Hand darauf. Da bricht die Niete aus der Messerschale und die Klinge fällt zu Boden. Bertel hebt sie wohl auf, aber ohne Handhabe ist das Werkzeug zu klein, es ist unbrauchbar. Er tastet den Boden ab, ob er einen scharfkantigen Stein fände, aber jeder Kiesel ist rundlich abgeschliffen, denn aus dem Gebirge weither sind sie ja alle hergerollt worden von Bächen und Flüssen und vom schweren Strome, der sie hier abgelagert hat, als er das Land überschwemmte. Es bleibt Bertel nichts übrig, als Kiesel an Kiesel zu zerschlagen, bis er scharfkantige Keile erhält, die zur Not als grobe Messer dienen. In seiner Ungeduld begnügt er sich damit, die Halme umzuschlagen. Und die Faustkeile ermöglichen rasche Arbeit. Bald steht die Kiesel trocken auf einem Haufen der Halme. Und Bertel arbeitet fort, bis er müde ist. Dann läßt er wieder seinen Notpfiff ertönen. Und vergebens harret er auf Antwort. Kiesel klagt wieder über Kälte. Bertel breitet ihr seine zusammengelegte Lodenjoppe aufs Schilflager und heißt sie darauf niedersitzen. Aber das Röhricht schützt nur wenig vor dem kalten Winde. Da hackt der Bub hohe Weidenhöcklinge ab, steckt sie um Kiesel rundherum in den Boden und vereinigt sie oben zu einem Schopf, den er mit einem Streifen abgezogener Rinde umbindet. Dieses kegelige Zeltgerüst umflucht er nur einmal rundherum mit schmiegsamen Gerten, um den Schilfhalmen Halt zu geben, die er daranlehnen beginnt. Immer dichter wird die Wand des winzigen Zeltes, das schließlich durch Umbinden des Rispeneschopfes mit dünnen

Weidenruten Festigkeit bekommt. Liesel lobt sich's. Sie spürt den Wind kaum mehr. Bertel geht wieder ans Ufer und entlockt seinem Schlüssel auf- und abschwellende Pfiffe: „Fi — fo!“ Je absonderlicher, desto eher muß doch jemand, der's hört, denken, daß da Menschen in Gefahr sind. Wer sollte sonst so lärmen in der nächtlichen Einsamkeit? Dann verharrt er lange regungslos lauschend. Keine Antwort, nur die Halme rauschen im Winde, ihre Fruchtrispfen schlagen aneinander. In der Au knarren Äste, die sich an anderen reiben. Bertel beginnt zu frieren. Seine Zähne schlagen hörbar aneinander. Da schleicht er sich zum Einschluß des Zeltes. Er kniet auf das Schilflager nieder und lauscht, ob Liesel schlafe. Die aber richtet sich plötzlich auf: „Ein Bellen hab ich gehört, ein heiseres Bellen!“ Da schleicht Bertel ans Ufer und horcht. Er hört das Schmatzen der großen Fische, wie sie an der eisfreien Oberfläche Luft schnappen, er sieht die Wellentreife, die sie auf dem mondbeglänzten Wasserspiegel hervorrufen, aber er hört nichts, was einem Hundegebell ähnlich wäre. Da steht die Liesel neben ihm: „So pfeif ihm doch, der Rüon war's, er sucht uns.“ Und wieder steckt Bertel seine Finger in den Mund. Der schrille Pfiff durchschneidet die nächtliche Stille. Es kommt die Antwort. Rüonsheiseres Gebell, es schnappt in einen hohen Freudenlaut über, der sich aus der angstbefreiten Hundeseele löst. Und dann plätschert es im Wasser. Der Hund schwimmt von Eischolle zu Eischolle. Sein dunkler Kopf nähert sich der Insel, während die Vorderpfoten das Wasser schaumig schlagen. Eriesend springt das treue Tier ans Ufer, schüttelt

sich, richtet sich an den Hinterbeinen auf, legt seine Pfoten auf Bertels Schultern und sucht ihm die Wangen zu lecken. Lange gelingt es den Kindern nicht, das aufgeregte Tier zu beruhigen. Der Hund schüttelt sich wieder, daß von ihm das Wasser nach allen Seiten spritzt, dann beginnt er zu winseln. Er zittert vor Kälte und sucht sich im Röhricht zu vertriehen. Liesel nimmt ihn in die Schilfhütte. Sie reibt ihm mit ihrer Joppe das Fell und die nassen Pfoten, sie wirft sich auf ihn, um ihn zu erwärmen. Dabei wird sie selbst von Kälte geschüttelt, der Wind ist zum Sturme angewachsen und die kalte Luft bringt durch die Schilfwand. Bertels Schuhe haben sich von oben her mit Wasser gefüllt, er hat kalte Füße, ihn friert heftiger als vorher. Aber die Ankunft des Hundes hat ihm Hoffnung gegeben. Und wieder beginnt er sein „Fi — fo“ auf dem Schlüssel. Da springt der Hund auf. Er setzt mit einem schauerlichen Geheul ein, das weithin schallt. „Aa — üüü — aa — üüü!“ Das kann Rettung bringen. Bertel weiß, welche Ohrenqual für den Hund das schrille Pfeifen ist, aber er hört nicht auf damit. Vielmehr reicht er der Schwester den Schlüssel: „Pfeif, was du kannst. Ich pfeif' auf den Fingern. Je mehr der Hund heult, desto eher hört es der Vater. Er sucht uns ja!“ Der kluge Bub läßt seine Befürchtung unausgesprochen: „Wenn er uns nicht findet, erfrieren wir oder wir werden sterbenskrank.“ Der ohrenbetäubende Lärm dauert fort. Es ist ein entsetzlicher Hilferuf dreier Wesen, die gerettet sein wollen vor dem Verderben. Ermüdet hören die Kinder auf, der Hund beruhigt sich, er rollt sich stöhnend auf Liesels Schoß zusammen.



Das Schilfrohr beugt sich im Sturme und schlägt mit seinen Rippen Bertel ins Gesicht. Der müht sich wieder ab; Rohr zum Verdichten des Zeltes zu schneiden. Dann faßt er einen neuen Entschluß: er will noch mehr Rohr sammeln und Bündel davon mit Weidenreifen aneinanderbinden zu einem Floß; auf dem will er hinüber zum Ufer des Großen Biberhäufens und den Vater holen. Mit ihm will er Bretter herschleppen zu einem besseren Floß, um die Liesel und den Rüon zu retten. Schon trägt er die erste Garbe zum Ufer.

Der Mond verschwindet hinter dichtem Gewölk. Es wird finster. Bertel sucht mit seinen Blicken die Dunkelheit zu durchdringen. Da blendet ihn ein roter Blitz, dem ein dumpfer Knall folgt. Der Bub jubelt auf. Er kennt die Stimme des Schrotlaufes von seines Vaters Büchsfinte. Mit einem langen Pfiff gibt er Antwort. Und wieder blitzt es. Aber der Knall ist schärfer, härter. Das war der Rugellauf. Und Bertel setzt sein Pfeifen fort, um dem Vater die Richtung zu weisen. Da erblickt er zwischen den Bäumen am jenseitigen Ufer ein grelles Licht, das hochgetragen näher kommt. Vaters Blendlaterne. Sein Vollbart flattert im Winde, sein Wettermantel bläht sich wie ein Segel. Neben ihm tauchen zwei starke Männer auf. Es sind die beiden Holzhauer, die beim Förster im Taglohn stehen und auf dem Heuboden der Hegerei zu übernachten pflegen. Bertel sieht den Vater mit ihnen reden. Sie treten zurück in die Dunkelheit. Der Vater allein bleibt. Der Wind trägt seine Stimme herüber: „Wo ist die Liesel?“ „Da!“ schon steht sie neben dem Bruder. Der Vater zieht seinen Mantel aus, hebt etwas vom

Boden, wickelt den Mantel herum und — „Achtung!“ — er wirft das Bündel übers Wasser ins Schilf. Bertel hebt es auf und entrollt es. Ein faustgroßer Stein fällt zu Boden. Da ruft der Vater: „Huschelt euch zusammen ins Schilf und deckt euch brab mit meinem Mantel zu, daß ihr weniger friert. Nur noch ein Stündel!“ Die Kinder lachen und weinen zugleich. Sie hängen dem Schilfdach den Mantel um und kauern sich mit dem Hunde zusammen ins Zelt. Oh wie warm sitzt sich's jetzt im kleinen wohlumhögten Raum! Alle drei liegen sie eng beieinander und wärmen sich gegenseitig. Liesel schläft ein, Bertel wacht und immerzu streichelt er den lieben Rüon, der nicht aufhört, vor Kälte zu zittern. Endlich kommen die Männer. Sie schleppen einen Flügel der Stabeltür mit sich und eine lange Stange. Sie lassen das sonderbare Fahrzeug ins Wasser gleiten. Der Vater selbst holt sich einzeln die Kinder und den armen alten Hund. In einer Bettdecke wird Liesel vom Vater heimgetragen. Einer der beiden Holzhauer trägt den Knaben, der wie ein Wickelkind in einen wollenen Pferdetoßen eingehüllt ist. Der zweite erbarmt sich des frierenden Hundegreifes und nimmt ihn unter seinen Lodemantel. Auf Brettern, die dem Eise aufgelegt sind, überqueren sie die Alte Naufahrt. Schweigend legen sie den Weg zurück. Die Hegersfrau kommt ihnen entgegen. Sie küßt und haßt ihre geretteten Kinder und bringt sie rasch zu Bett. Dort erst nehmen sie die heiße Milch und das Butterbrot zu sich, das auf sie gewartet hat. Und auch vor Rüon stellt die dankbare Mutter eine Schale warmer Milch mit eingebrocktem Brot.



Er aber dreht den Kopf weg und frißt nicht. Er legt sich aufs Rehfell vor Bertels Bett und zittert noch immer vor Kälte, obwohl es in der Stube warm ist. Da betastet der Heger seine Schnauze. Die ist heiß und trocken. Das ist schlimm. Beide Kinder schlafen am nächsten Morgen, bis die Sonne hoch am Himmel steht. Und als sie erwachen, wundert sich jedes von beiden, daß es gesund ist. Ihnen ist nur zumute wie am heiligen Tag nach dem langen Wachen am Weihnachtsabend. Die Stube duftet von wirklichem Bohnenkaffee.

Rüon schläft noch ruhig. Er zittert nicht mehr. Und als Bertel seine Schnauze besühlt, ist sie kalt. Da ist der Bub froh. Liesel steht im Hemde, wie sie aufgestanden ist, neben dem Bruder und bittet ihn: „Bertel, gelt, du stellst dem Rüon die Hütten in den Ruhstall, er ist ja schon so viel alt, er soll's recht warm haben, gelt?“ Bertel streichelt den Kopf des geliebten Tieres. Rüon aber schlägt die Augen nicht auf zu seinem jungen Herrn. Bestremdet betrachtet der Knabe den Hund und beginnt sich anzukleiden. Da kommt auch schon Liesel mit der gewärmten Milch. Sie schiebt die Schale dem Hunde ganz nahe vor die Schnauze, daß er den warmen Dunst riechen soll. Rüon rührt sich nicht. Sie tätschelt

ihm den Hals: „Seh Küontscherl, geh, du stellst dich nur schlafend, hast ja die Augen halb offen, geh, friz schön.“ Sie taucht den Zeigefinger in die Milch und fährt dem Hund damit zwischen die Lippen. Mit einem Gefühl von Unbehagen wölcht sie die Finger an ihrem Hemd ab. Das Maul des Hundes ist so kalt! Der Hund rührt sich noch immer nicht. Bertel faßt ihn an den Vorderpranken und versucht ihn aufzurichten. Aber die Beine des Hundes bleiben so eingeknickt in den Gelenken, wie sie im Schlafen gelegen sind. Sein Leib ist steif. Da schreit der Knabe auf: „Er ist ja tot!“

Er läßt ihn zurücksinken auf den Boden. Liesel kauert sich zum toten Küon. Ein Gefühl des Grauens hält sie davon ab, ihn zu streicheln. Sie faltet die Hände im Schoß und über ihre Wangen rollen große Tränen.

Unterm alten Holunderbaum, der in einer Ecke des Gartens steht, haben sie den Hund begraben. Bertel hat seine alte Schiefertafel an den Stamm genagelt. Darauf hat er mit der Spitze seines Taschenfeitels drei Wörter eingeritzt: „Küon der Treue.“



Von der guten alten Zeit.

Die Freude über das eigene Leben wandelte bald die Trauer um den verlorenen vierbeinigen Freund in stilles, dankbares Gedenken an erwiesene Treue. Das Sickerwasser in der Au stieg, den Kindern war der Schultweg überschwemmt und der Heger hatte verschärften Dienst wegen einer etwaigen Hochwassergefahr. Er hatte den Damm abzugehen, ob nicht da oder dort durch die Wühlarbeit der Erdziegel¹ und wilden Raminchen ein Dammbruch zu befürchten sei.

Eines Tages brachte er einen mit dem Stempel „Gaming“ versehenen Brief heim, den ihm der Postbote auf das Forstamt gebracht hatte. Der war kurz, aber inhaltschwer:

Lieber Schwager!

Schon damals, wie sie meinen Mann auf ein halbes Jahr eingesperrt haben wegnem Wildbrateln, hat mein Elend angefangen. Seit sie mir ihn aber als a toter heimbracht haben, weil ihn die zutal fahrende Feichten beim Holzschwemmen in der Formäuer-Klausen erschlagen hat, hab i 's harte Arbeiten gewöhnt, bin fleißig ins Tagwerkern gegangen ins Rlenberger Eisenwert, hab den ganzen Tag Schlacken geführt mit der Scheibtruhen und nachzeit hab i Flickarbeit gmacht für die Leut. Die Abfertigung, was mir der Waldherr gnadentweis² gschenkt, die hat ja nit weit glangt. Und i hab meine zwoa Suam, den Franzel und den Sepperl, nit hungern

¹ Erdziegel sind Nageltiere von Gestalt und Größe des Wiesels und von gelbgrauer Färbung.

² Damals bestand noch nicht die gesetzliche Pflicht der Unfallversicherung.

lassen, hab's brav aufzogen und bin neamd um nirkema. Aber jetzt hat's mi. Seit fünf Wochen lieg i zubbett und verdien nig. Dem Losenheimer Schwager, deinem Brudern, mag i nit kema, weil so a Schneebergbauer nit leicht Bargeld liegen hat. Aber du bist ein Angstellter, drum bitt i di, schick mir was für meine Kinder. So Gott will, zahl i dir's heim, bis i wieder arbeiten kann. Grüaß mir dein Weib und deine Kinder.

Maria Gschaidter

in Gaming, 2. Zellhaus, zebnererb.

Da war große Bestürzung in der Familie. Am liebsten wäre der Heger hingefahren nach Gaming und hätte die Kranke mit ihren Kindern hergeholt. Aber an einen Urlaub von auch nur zwei Tagen war jetzt, in der Überschwemmungsgefahr, nicht zu denken. So suchten denn die Hegerleute alles zusammen, was an Ersparnissen daheim war; auch Bertel und Liesel leerten ihre Sparbüchsen aus. Dann wurde ein Kistchen mit geräuchertem Schweinefleisch, Mehl und Schmalz vollgepackt; da hinein steckte der Heger die in ein Tuch gewickelten Banknoten und Münzen, alles in allem achtunddreißig Gulden, und legte einen Zettel bei:

Liebe Marie!

Da schick ich Dir was und sobald ich einen Urlaub ansprechen kann, hol ich Dich zu uns. Es wird Dir bei uns gut gehen. Wir grüßen und küssen Dich und Deine Kinder.

Dein Schwager

Lepold Gschaidter
samt Familie.

Als der Heger das Kistchen in Asperrn der Post übergeben hatte, kehrte er wohlgenut heim; und seine Leute freuten sich mit ihm der geleisteten Hilfe. Von der Aufnahme der Kranken und ihrer Kinder erhofften sie sich nicht nur die sichere Genesung der gewiß überarbeiteten und unterernährten Frau, sondern die Hegerin rechnete darauf, daß ihr mit der Schwägerin für später eine ausgiebige Hilfe ins Haus käme.

Bertel und Liesel aber freuten sich ganz unbändig darauf, daß die Geschwisterkinder aus dem Gamsgebirg mit ihnen spielen, mit ihnen zur Schule gehen, mit ihnen alles erleben würden, was es in der Lobau zu erleben gab. Von Nahrungssorgen war keine Rede. Waren doch die allzusehr sich vermehrenden Kaninchen als Schädlinge für den Heger Freiwild, von dem er unerrechnet abschießen oder abfangen durfte, sobiel er mochte. An Milch und Schmalz und Eiern fehlte es im Hause nicht und das geringe Monatsgehalt langte auf Brot und Gewand für alle. Der Heger war ja kein Wirtshausgeher und sparte sogar die bei den Herrenjagden reichlich fließenden „Trinkgelder“. Und das nicht etwa aus angeborenem Geize, sondern aus Vorsorge für die noch kleine Liesel, die doch einmal einige Tausender auf die Aussteuer brauchen würde. Dem Kind zulieb hatte er sich auch das Rauchen abgewöhnt, was bei Männern seines Standes nicht oft vorkommt.

Draußen im Strombett war der Eisstoß in voller Bewegung, das Wasser war über den ersten, den Kollerdamm, gestiegen und hatte das Inundationsgebiet überschwemmt. Das Sickerwasser, welches

unterm Regulierungsdamm durch den Schotter ging, sowie das Stauwasser in den alten Donauarmen, das von unten her aus dem Strome Zufluß bekam, bewirkte ein nachträgliches ruhiges Steigen der Auzwässer.

Die tieferliegenden Asperner, Eplinger und Stadtl-Enzersdorfer Gründe wurden überschwemmt. Vom Forstamte und von Ortschaften abgeschnitten, lebten die Hegerleute auf ihrer Insel; die nur der Vater zeitweise verließ, um in der zum Hause gehörigen Zille nach dem Regulierungsdamm hinüberzurudern und dort nachzuschauen, ob der Damm nicht irgendwo Wasser durchließ. Es hatte nicht den Anschein, als ob die Überschwemmung arg werden sollte, denn seit einigen Tagen herrschte ein kalter Nordostwind. Da war zu hoffen, daß die Schneeschmelze im Gebirg zum Stillstand käme. Tatsächlich blieb der Wasserstand im Inundationsgebiete einige Tage unverändert, wie der Heger an den Pegeln auf der Stromseite des Dammes ablesen konnte. Vom Schulgehen war aber auf Wochen hin keine Rede. Die Kinder verbrachten die Tage daheim, wenn auch in der Bewegung beschränkt, auf der zur Insel gewordenen Bodentwelle. Liesel fühlte sich beim Helfen in der Küche wichtig, wo sie, ihre „Gretel“, die Lieblingspuppe, auf dem Schoße, sich mit großer Geduld dem Erbsen- und Linsenklauben, dem Kartoffelschälen und Gemüseputzen hingab oder, auf einem Schemel stehend, ein Stückchen Teig zu kleintwänzigen Ripfeln und Kuchen verarbeiten durfte, um für die Puppenjause schönes Gebäck zu haben. Auch das Betreuen der Hühner, die unter der Heu-





bodenstiege im Kuhstall ihren Verschlag hatten, war ihre Sache wie auch das Füttern der Enten und Gänse, die ganz munter in den mit Wasser gefüllten Wiesenmulden in der Umgebung des Hauses herumplantschten. Die meiste Freude aber machten ihr die Tauben, die vom Dachfirst und vom Kobel herunter ihr zuslatterten, wenn sie mit der Körnerschüssel kam. Ein Kropftauber war besonders vertraulich. Er ließ sich auf ihre Schulter nieder, stieg gurrend und rucksend über'n Arm herunter und setzte sich auf den Schüsselrand. Ein Gegenstand besonderer Sorge war für Liesel eine große, rötlichbraune Henne, die im warmen Stalle vorzeitig brutig geworden war und jetzt im Nestkorb auf elf Eiern saß. Im Bruteifer ganz verdummt, wäre die Henne vielleicht eingegangen, wenn sie nicht täglich vom Nest gehoben und zu Wasser und Futter gebracht worden wäre. Auch um das hatte sich Liesel zu kümmern. Bertel wäre am liebsten mit dem Vater Dienst machen gegangen. Vom Hochwasser aus den Niederungen vertrieben, waren Hasen, Kaninchen, Rehe und Hirsche auf den hewaldeten Landrücken zusammengedrängt und an der Flucht behindert. Auf dem Damm kamen von der Reichsbrücke herab mancherlei verdächtige



Gesellen, denen der Heger das Betreten des Aulandes zu wehren hatte. — Es war für den einzelnen, wenn auch bewaffneten Forstbediensteten nicht ohne Gefahr, die Wilddiebe fernzuhalten.

Es war bekannt, daß Schaidler ein scharfer Heger war. Besonders wenn er einen Aufrebler beim Legen von Drahtschlingen ertappte, in denen sich Kaninchen oder Rehe fangen und zu Tode martern sollten, dann machte er von seinem Haslinger ausgiebigen Gebrauch. Er war der Meinung, daß Menschen, die ohne Bedenken und ohne Mitgefühl den Mitgeschöpfen so gräßliche Qualen bereiteten, unbedingt geprügelt werden sollten, damit sie am eigenen Leib die Schmerzen erfahren. Seinen Bertel nahm er nie auf Dienstgänge mit; der sollte der Mutter das Leben leichter machen, wenn er schon schulfrei hatte. Und Bertel wartete nicht, bis ihm eine Arbeit geschafft wurde. Er hatte kein Sitzfleisch und war gegen die Anregungen in Haus und Hof sehr empfänglich. Da war im Schuppen Scheitholz, das wollte geschnitten und gehackt sein; und dem Jungen war es ein Vergnügen, die in ihrem Gestänge schwebende „Maschinsäge“ zu führen, um so



mehr, als er spürte, wie ihm die oben angebrachten Wuchsteine das Rückziehen ersparten.

Das kurze, scharfenlose Seil war ihm auch ein lieber Arbeitsgenosse, dessen blanke Schärfe ihn zum Spalten der kurzgesägten Scheiter einlud. Bei seiner groben Arbeit vergaß Bertel nicht, ab und zu nach den Frettchen zu sehen, jenen zahmen, fast weißen, rotäugigen Abkömmlingen von Itzissen, deren Wohnkisten in einem Winkel des Holzschuppens untergebracht waren. Bertel fütterte die zutraulichen Tiere mit Milch und darin zerweichtem Weißbrot. In ihren Kisten mochten sie ihre Zeit verschlafen, bis sie wieder einmal hervorgeholt wurden, wenn der Heger sie zum Austreiben der wilden Kaninchen aus ihren Erdlöchern brauchte. Die ziemlich langweiligen Tiere, welche durch Züchtung in dunklen Käfigen nicht nur die natürliche Schutzfärbung ihrer wilden Vorfahren, sondern viel von ihrer Lebhaftigkeit eingebüßt hatten, waren reinlich und schön und geschmeidig, daß Bertel sie gerne streichelte, wenn sie ihm dafür auch nicht viel Anhänglichkeit bezeugten. An Abwechslung in der Beschäftigung fehlte es dem Buben nicht. Das Reinigen des Ruhstalles besorgte er ungeschaffterweise und belud die Scheibtruhe mit dem Mist so gut, daß er fest





anschieben mußte, um sie vom Fleck zu bringen. Auch das Schöpfen und Tragen von Wasser aus dem Ziehbrunnen war Bertels Sache. So genoß er seine Freiheit, indem er tat, was er wollte; es traf sich nur gut, daß er gerade das wollte, womit der Mutter geholfen war. Dafür erntete Bertel manchen guten Blick aus ihren blaugrauen Augen und manches Lächeln ihres rundlichen, etwas blassen Gesichtes. Obwohl mitten in der freien Natur, war die Hegerin mehr im Hause als draußen. Das Aufräumen, das Kochen für ihre Leute, das Trankbereiten für die einzige Kuh und die zwei Schweine, das Nähen und Flickern der Kleider und der Wäsche, das Stricken und Stopfen der Strümpfe und Socken, das Waschen und Plätten für alle füllte ihre Tage. An Liesel, die noch gern mit der Puppe spielte und für sie nähte, hatte die Mutter nur im Stricken eine ausgiebige Helferin.

Der Hegerin Vertrauen zur Verständigkeit ihres Mannes war so groß, daß sie trotz der Überschwemmung, die ringsherum das Wiesenland unter Wasser setzte, ruhig ihren Arbeiten nachging, weil ihr Mann keinerlei Besorgnis zeigte. Und die gleiche Zuberficht hatten

die Kinder. Im Grunde genommen war das Vertrauen des Hegers zur Festigkeit des Regulierungsdammes die Ursache der Gemütsruhe aller. Nur auf einander angewiesen, vertrugen sich die Geschwister aufs beste. Liesel hatte von der Mutter die friedliche Gemütsart geerbt und für Bertels einzigen Fehler, für seine Kaufbereitschaft, fehlte es daheim an Gelegenheit zur Betätigung. Wenn der Heger ein Weilchen Muße für seine Kinder erübrigte, suchte er ihnen den versäumten Unterricht zu ersetzen. Er schaute der Liesel die kleinen Additionen mit Subtraktionsproben, dem Bertel die Multiplikationen mit Divisionsproben und die kleinen Abschreibübungen durch, die er ihnen ausgegeben hatte. Manchmal machte er mit den Kindern auch kleine Schlussrechnungen, die aber immer nur von Kaufen und Verkaufen handelten, wie er es selbst gelernt hatte.

Das war für Bertel langweilig. So gab er der Abwechslung wegen die Anregung: „Geh, Vater, mach mit uns einen Aufzug!“ Da wehrte der Heger ab: „Das überlaß ich deinem neumodischen Oberlehrer Wagner; der hat drauf studiert. Seid froh, wenn ich mit euch treib', was ich bei meinem alten Schullehrer Leitel gelernt hab. Der war noch aus der alten Schul. Vom Melker Benediktinerstift, dem heut noch die Asperner Kirche gehört und das damals auch die Schule und Gerichtsbarkeit gehabt hat, als Organist, Regenschori und Schulmeister eingesetzt, war er zuerst Musiker und dann erst Lehrer; hat sich die Musikanten und Chorfänger aus den Dorfkindern selber aufgezogen, darunter auch den Moasen-Thomerl als Waldhorn-

bläfer. Aber auch im Unterricht hat er uns viel beigebracht. Da haben wir Buben und Mädeln alle zusammen im Chor gelesen oder Katechismus aufgesagt, wir haben Lesestücke abgeschrieben oder die angefertigten Regula de tri-Aufgaben ausgerechnet. Bei den Schulvisitationen haben wir ihm keine Schand gemacht. Ja, wir haben genug gelernt bei ihm, wenn er auch viel zu gut war mit uns und nicht gern vom spanischen Köhrl Gebrauch gemacht hat. Nur manchmal ist's in der Klasse drunter und drüber gegangen und er scheint es nicht bemerkt zu haben. Da ist dann auf einmal die Tür aufgegangen. Die Frau Schullehrer ist hereingefahren in die Klass', einen Besenstiel oder den Kochlöffel in der Hand, und hat uns die Lebiten gelesen. „Werd'ts stad sein, alle miteinander! — Gottverlassene Buben und Mädeln! — Schamts ent, euern Lehrer so zu peinigen! — I sag' ent's, wenn i noch einmal kommen muß, hau i drein.“ Da war's auf einmal mäuserstill in der Klass'. — Der Schullehrer hat sich die Brillen auf die Stirn geschoben, hat die Gänsefeder hinter's Ohr gesteckt und für uns ein gutes Wort eingelegt: „Geh Frau, laß gut sein, sie sind ja eh schon stad.“

Am Abend eines regnerischen Tages, als das Unwetter in strömenden Regen ausartete, wurde die Lampe früher als gewöhnlich angezündet, es wurde früher gegessen und dann sollte Bertel aus einem Geschichtenbuch vorlesen, das er vom Sohn des Feitfingerwirtes entlehnt hatte.

Die Hegerin wusch möglichst geräuschlos das Eßgeschirr und Liesel wischte es trocken. Dann griffen sie

beide zum Strickstrumpf. Der Heger pußte die vom Regen verursachten Rostflecken von seinem Gewehr und rieb es mit einem öligen Luche blank. Dann begann er neue Fangneße zu flechten, die er beim Frettieren zum Verhängen der Ausgänge an den Kaninchenbauen brauchte. Bei ihren stillen Beschäftigungen lauschten alle der hellen Stimme Bertels, der als Vorleser im Lichtkreise der Petroleumlampe beim reingescheuerten Tische saß. Er hatte die Schilderung der Wachau und ihrer Burgen als Einleitung einer Rittergeschichte gelesen und begann jetzt die Erzählung selbst:

„In der guten alten Zeit lebte...“ „Blödsinn!“ unterbrach ihn der Vater. „Blödsinn! Nicht weiterlesen! Wer die alte Zeit eine gute Zeit nennt, der weiß nicht, wie es früher in der Welt zugegangen ist, oder er ist einer, der gern die andern für sich arbeiten läßt; einer von denen, die es nichts angeht, daß die meisten Menschen ein elendes Jammerleben führen, wenn's nur ihnen selber gut geht.“ „Na, na, Alter, er selber dich nit gar a so!“ mischte sich die Hegerin darein, „es wird halt so sein, daß die Leut alles Ungute, was war, gern vergessen und um so mehr ans Gute denken, was früher war und jetzt nimmer so ist. Die Alten reden gern von ihrer Kinderzeit als von der guten alten Zeit. Die Schopfbeutler und Schläg haben's vergessen und g'merkt haben sie sich, wie so lieb das war, wann der Ahnl oder die Ahnl G'schichten derzählt haben beim Federnschleifen oder Spinnen.“ Unbeirrt fuhr der Heger fort: „Bertel, du kennst den alten großmächtigen herrschaftlichen Speicher in

Ehling, aus Stein gebaut und so groß wie ein Schloß. Die Leut' nennen ihn den Schüttkasten.“
 „Ja, Vater, das ist der, in dem sich die Franzosen verschanzt gehabt haben im Neunerjahr. Ich hab selber die Kugeln gesehn, die im Dachstuhl stecken.“
 „Der Riesenspeicher, viel zu groß für die Ernte eines Hofbesizers, war in der alten Zeit so groß nötig, daß die vielen tausend Säck' Körndl drin Platz gehabt haben, die von den Bauern an die Herrschaft haben müssen geliefert werden als Zehent. Ich weiß das noch vom alten Feitsinger, der es miterlebt hat, und ich hab genau solche Riesenspeicher in Böhmen und Mähren gesehen, wo die Herrschaften gegen die Bauern strenger waren als bei uns. Der Boden, den der Bauer bearbeitet hat, muß wissen, lieber Bertel, war nicht sein Eigentum. Er hat der Herrschaft gehört; und der Bauer selber hat samt seinen Kindern auch der Herrschaft gehört als Leibeigener. Ohne Loskauf vom Grundherrn hat kein Bauernbub dürfen ein Handwerk lernen oder sonst was. Und wenn ein Herr ein ganzes Dorf an einen andern Herrn verkauft, verschenkt oder verspielt hat, haben die Bauern dem neuen Herrn gehört; sie haben ihm Frondienst leisten müssen auf den Feldern, für ihn arbeiten und fuhrwerkern.

So war's in der „guten“ alten Zeit. Die neue Zeit hat erst mit Maria Theresia und Kaiser Josef angefangen, die sich der armen Bauern angenommen haben. Aber erst im Jahr 1849 hat der Unfug von Frondienst und Zehent ganz aufgehört. — Der Bauer ist jetzt sein eigener Grundherr, der beim Steueramt die Steuer

einahlt wie jeder Handwerker, jeder Kaufmann, kurzum wie jeder andere Bürger und er kann seine Kinder lernen lassen, was sie wollen. Auch waren in der alten Zeit die Menschen noch nicht so gescheit, sich gegen Pest und Cholera, Blühschlag und Feuersbrunst und Eisgang zu wehren; das Zusammenhalten zur gemeinsamen Abwehr haben sie erst in der neuen Zeit gelernt.“

Der Heger erhob sich und holte aus dem Schubladkasten eine abgegriffene Ledermappe mit Schriften. Die hatte er vom Schullehrer Leitl entlehnt. Er entnahm der Mappe eine alte Landkarte und legte sie auf den Tisch. — „Da schaut euch einmal an, wie die Donau früher geflossen ist, bevor ihr die Donauregulierungskommission das schöne, tiefe, glatte Bett hat graben lassen, in dem sie heute fließt. Bis zum Jahr 1870 ist sie droben im Tullner Feld und bei uns vom Bisamberg und Rahlenberg an bis hinunter zur ungarischen Pforte ein ungebärdiges Wasser gewesen, hat sich selber den Weg verrammelt mit Sand und Schotter, ist dann um die Haufen herumgeflossen, hat sich immer wieder bald da, bald dort ein neues krummes Bett gewühlt, mitten durch Felder und Wiesen. So ist ein Stück des Uckerlandes nach dem andern zur Insel geworden.“ „Die Lobau,“ sprach Bertel vor sich hin, „der Gänsehaufen, der Große Biberhaufen, der Kleine Biberhaufen, Rohrwörth.“
 — „Auf den Inseln sind Gräser und Weiden gewachsen und Silberpappeln, weil der Wind und das Wasser die Samen hingetragen haben. Darin haben sich Hirsch und Reh angesiedelt und Fuchsen, Reisher

und Wildenten. Noch in den sechziger Jahren war die Brigittenau, die jetzt mit Häusern verbaut ist, ein gutes Jagdrevier. Und die Jagdherrn haben darin Fasanen angefaßt, leider auch die Wasserraben, die Kormorane, arge Fischräuber, die sich unbändig vermehrt haben. Das war keine gute alte Zeit," fuhr der Heger fort, „wenn die Donau im Frühjahr von den Schmelzwässern im Gebirg angeschwollen ist und die Eisdecke zerbrochen hat, dann hat sie ihre Eisschollen und das Grundeis von ihren Zuflüssen weit über die Ufer hinausgeschoben und hat es fortgewälzt über Äcker und Wiesen und Gärten. Das Eis hat die Äckerfrume weggeschauert, hat Scheunen und Mühlen abgebrochen, den Leuten die Mauern der Häuser eingedrückt, die Stallungen zerstört, das Wasser hat Ernte und Vieh fortgetragen, ja in Stadlau hat's einmal gar die Kirche weggerissen und in Rimmerleinsdorf alle Häuser bis auf ein einzig's, so daß es erst aus einer Geldspende des Kaisers Franz neu gebaut werden konnte, weshalb es den Namen Franzensdorf bekommen hat. Aber so hat in der guten alten Zeit die Donau nicht nur in den Ufergemeinden gewütet, weit hinein ins Marchfeld hat sie sich manchmal ergossen wie ein wilder gewordenener See. Davon kannst nachlesen in den Chroniken von Eipeldau — heut' sagen die Leut' fälschertweis' „Leopoldau“ bei Ragran, von Breitenlee, Raasdorf, Leopoldsdorf, Kroatisch-Wagram, Haringsee und wie sie alle heißen mögen bis hinunter zur March. Und wundern wirst du dich, lieber Bertel, daß in der guten alten Zeit sich überhaupt Menschen gefunden haben, die in unserer Heimat

an der bösen Donau haben immer wieder für die weggerissenen Häuser neue aufbauen mögen und die verlassenen Äcker pflügen. Du kannst es aus den Chroniken der Ortschaften herauslesen, was diese Menschen an Angst und Jammer ausgestanden haben, an Jörn und Trauer. Was haben sie nur gelitten von Räuberhorden und Kriegerscharen!"

Der Heger war tief ergriffen von dem, was ihm jetzt vorschwebte, da er davon sprach. Er schlug die Mappe auf und zeigte Bertel die Seite eines vergilbten Blattes. „Da lies aus der Chronik, was der Schullehrer Leitl am Rand rot angestrichen hat.“ Und Bertel begann: „Mannsdorf liegt im Marchfeld südöstlich von Groß-Enzersdorf in der Nähe von Orth. Die Einwohner bekennen sich zur römisch-katholischen Religion, sprechen kroatisch und deutsch, auch slowakisch; sie betreiben Ackerbau, Obst- und Gemüsebau und Viehzucht. Der Boden wäre hier fruchtbar, allein die beständigen Überschwemmungen durch die Donau schwächen seine Güte. Die gedüngte Ackerfrume wird vielfach weggeschwemmt, Sand wird angetragen. Es haben durch diese Überschwemmungen bereits viele Wirtschaftsbesitzer viel Joch Wiesengrund verloren infolge von Uferbrüchen des Donauarmes ‚Faden‘.¹ Gut gepflegte Straßen verbinden jetzt Mannsdorf mit Ablersdorf (Norden), Franzensdorf (Nordwesten), Probsdorf, Sachseingang und Groß-Enzersdorf (Westen), Schönau (Süden) und Orth (Osten). Von der Donau ist Mannsdorf dreiviertel Stunden ent-

¹ Vergleiche Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Groß-Enzersdorf, 4. Jahrgang, 22. Oktober 1885.

fernt. Eine Überfuhr unterhält eine Verbindung mit Fischamend am rechten Donauufer. Der Fadenbach schlängelt sich als Abzweigung des Mühlleitener Donauarms durch den Burgfrieden von Mannsdorf, um sich erst unterhalb Eckartsau wieder mit der Donau zu vereinigen. Dorthier kommt dann das im Narrischen Arm¹ rückgestaute Wasser, das bei Überschwemmungen den Faden so arg macht. Die Fischerei in demselben gehört der Gemeinde, in der Donau aber der Herrschaft Orth. Die Jagd in den um Mannsdorf liegenden Auen liefert Hoch- und Niederwild. Mannsdorf hat eine Filialkirche¹ und gehört zur Pfarre Orth. Die Schule ist einklassig und hat einen Schulgarten. Auch besitzt Mannsdorf eine Feuerwehr. Zur Post gehört es nach Orth.“ — „So ist es in Mannsdorf jetzt in der neueren Zeit,“ unterbrach der Heger den Vorleser, „jetzt lies weiter, was da steht von der guten alten Zeit!“ Und Bertel fuhr fort: „Mannsdorf ist als Ort sehr alt; sein Bestand wird in Urkunden genannt seit 7. März 1045, wo der von Kaiser Heinrich III. eingefetzte Grenzgraf Siegfried für seine Tapferkeit und Wachsamkeit gegen die Ungarn das Land zwischen der Fischa, Leitha und March als eigentümliches Geschenk bekam. Am 15. Juli 1045 erhielt derselbe weiters mit der Herrschaft Eßlingen noch fünfzehn am linken Donauufer gelegene Hoffstätten, darunter Mannsdorf mit 869 Joch.“ — „Samt den Bauern“, schaltete der Heger ein.

Da die Grundstücke von Mannsdorf weit in die Donau hineinragten, so gab es stellenweise schmale, aber tiefe Arme als Übergänge aufs rechte Donauufer,

¹ Filia = Tochter; also Tochterkirche der Mutterpfarre Orth.

welche insbesondere König Bela von Ungarn oft benutzte, um die an den Ufern liegenden Ortschaften, darunter auch Mannsdorf, auszurauben und niederzubrennen (1052). Ebenso erging es Mannsdorf 1194 und 1235 durch magharische Kriegsscharen;

1199 litt es sehr durch den ungarischen König Emerich, welcher seinen nach Osterreich geflohenen Bruder Andreas verfolgte;

1336 litt es durch die Verbindung des Böhmenkönigs Johann mit den Ungarn gegen Osterreich;

1406 durch den ungarischen Räuberhauptmann Sokol; 1430 durch Protop den Kleinen; 1441 durch Ludwento und Pantraz, welche bei Mannsdorf einen förmlichen Räuberstaat errichteten, Huldigungseide empfangen, heimliches Gericht übten, Requisitionen¹ aller Art erpreßten und das fremde Gut zu Lehen an die Meistbietenden verlizitierten;

1452 durch Graf Ulrich von Eilsh und Ulrich Eisinger bei der gleichzeitigen Belagerung des Schlosses Orth;

1459 durch Ludwento und seine aus 200 Mann bestehende Räuberbande bis zu deren Befangennahme und Abführung nach Wien;

1462 durch den Kriegszug des böhmischen Prinzen Viktorin nach Orth zur Befreiung des von den Wienern bedrängten Kaisers Friedrich;

1477, 1486, 1490 durch Matthias Corbinus und dessen Scharen;

1480 durch den ungarischen Heerführer Zelena, wobei viele Mordtaten geschehen sind und die Bewohner aus Mannsdorf flüchten mußten;

¹ Requirere = anfordern, also Anforderungen (Abgaben).

1529 durch den Einfall der Türken und 1606 durch den ungarischen Rebellen Stephan Botschak;

1645 durch den Schwedeneinfall unter Thorstenson;¹

1683 wurde Mannsdorf durch die Türken eingeäschert;

1684 und 1685 durch die aufständischen ungarischen Bauern, die sich als angeworbene Kreuzfahrer Kurußen nannten, gleich dem naheliegenden Dorfe Maß-Neusiedel verwüstet und dem Erdboden gleichgemacht. Nun scheinen neue Ansiedler aus Kroatien gekommen zu sein, welche, von den Türken bedrängt, sich am Leithagebirge und an der Donau in den verwüsteten Gegenden ansässig machten und ihre Sitten, Gebräuche, Tracht und Sprache beibehielten;

1703 durch den hier bewerkstelligten Donauübergang der Ungarn unter Rakoczy;

1805 und 1809 durch die den Einwohnern von den Franzosen auferlegten beinahe unerschwinglichen Kontributionen.²

In den Jahren 1194, 1210, 1275, 1280, 1402, 1464, 1606, 1615, 1785, 1787, 1809, 1830, 1850, 1862 litt es durch Überschwemmungen.“

Hier unterbrach der Heger wieder den Vorleser: „Die jetzige Überschwemmung, von der wir Asperner nur das ruhige Sickerwasser im Auland und auf den Feldern sehn, die spüren die armen Mannsdorfer

¹ Im Dreißigjährigen Kriege kämpften die protestantischen Schweden gegen die Anhänger des Katholizismus und drangen unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Thorstenson bis zur Donau vor.

² Contribuo = steuere bei, also: Abgaben zur Erhaltung des Franzosenheeres.

noch immer arg. Dort kommt nämlich das Stauwasser durch den oft genannten Faden, aber auch von der March herauf, weil es durch die Donauenge zwischen Hainburg und Theben nicht rasch genug abstreichen kann. Es wird der Donauregulierungskommission nichts überbleiben, als dort noch einen Querdamm zu bauen, der auch das Stauwasser vom Hinterland abhalten wird.¹ — Das wird wieder ein Stück Geld kosten! Hast du eine Ahnung, was unsere Donauregulierung — ich meine von der Ispermündung bis zur Marchmündung — gekostet hat? 64 Millionen Silbertronen!² Das ist ein Geld.³ Aber dafür ist jetzt das schiffbare Strombett 285 Meter breit; wo man früher nur Zillen und Flöße und Flachboote durch die verschlungenen Donauarme ziehen konnte, dort fahren heut große Dampfschiffe mit Frachten und Passagieren. Dann waren noch die Sprengarbeiten im Struden bei Grein, dann die ganz ungeheuren Felsprengungen am Eisernen Tor, dann die Baggerungen in der ungarischen Donau! Jetzt ist der Schiffsverkehr glatt von Regensburg oben bis zum Schwarzen Meer unten. Was das bedeutet, kann sich nur der Mensch ausdenken, der zusammenrechnen kann, wieviel tausend und aber tausend Zentner Körndel und Mehl von Ungarn herauf, wieviel Bretter, Pfosten, Pflastersteine, Maschinen, steirische Eisenwaren und was sonst bei uns geschafft wird, von uns donauabwärts verhandelt werden; aber nicht bloß nach Ungarn oder Serbien,

¹ Dieser Marchfeldschußdamm wurde im Jahre 1905 vollendet.

² Umrechnen in heutige Werte nach dem Schlüssel: 1 Semmel hat 4 Heller gekostet. Was kostet sie heut?

³ Nach den Kostenboranschlägen der Donauregulierungskommission.

bis hinunter in die Walachei und Türkei! Das kann sich unferne gar nicht ausdenken. — Lies weiter!"

"Auch von Krankheiten, wie die Pest 1679, die Cholera 1831 und schwarzen Blattern 1872, wurde Mannsdorf heimgesucht.

Im Jahre 1849 brannte Obermannsdorf ab, auch in den Jahren 1865 und 1873 wüteten Feuersbrünste.

Am 5. Juni 1866 zerstörte der Reif die geringe Frucht, Kartoffeln und Mais.

Einmal fiel ein gewaltiger Hagel; und der hiebei herrschende Sturm schleuderte die meist schon in Garben gebundene Fehung auf den Neurissen in die Donau oder zertrug sie in den Lüften.

Die vielen Überschwemmungen nötigten nach und nach die Bewohner von Mannsdorf, ihre Behausungen auf höher gelegene Stätten zu bauen; der frühere Standort ist jetzt noch deutlich zu erkennen.

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, daß Mannsdorf viel, ja sehr viel zu erleiden hatte, und es ist nur dem unermüdblichen Fleiße der Bewohner zuzuschreiben, daß daselbe noch besteht."

Bertel hatte die Vorlesung beendet. Alle schwiegen tief ergriffen von der schlichten Aufzählung der Ereignisse. Da fragte der Heger seinen Suben: „Glaubst du, daß von dem Morden, Brennen, Plündern, von den Überschwemmungen, von der Pest, der Cholera und den Blattern gerade nur der eine Ort unserer Gegend heimgesucht war und die andern Orte der Ebene davon verschont blieben?" — „Nein, Vater!" gab der Sub still zur Antwort. „Es wird anderswo ähnlich gewesen sein.“ Die Heger'sfrau bedeckte ihre

Augen mit den flachen Händen. „Das ist ja gräßlich! — Arme Menschen!“ — „Starke Menschen!“ sprach der Heger. „Treue Menschen! — Brave Menschen! Und jetzt denkt, daß es den Mannsdorfern in der neuen Zeit besser geht, seit Ordnung und Frieden zwischen den verschiedensprachigen Nachbarn herrscht, seit der Regulierungsdamm wenigstens das schwere Wasser und Eisreiben der Donau von den Feldern abhält, seit Ziegelbächer und Feuerwehr die Brandgefahr vermindern, seit es eine Feuerversicherung gibt, eine Versicherung gegen Hagel und Frostschäden, seit durch Impfungen, gesetzliche Anzeigepflicht und Keimlichkeitszwang die ansteckenden Krankheiten im Entstehen überwunden werden. Und dann sagt mir, ob ich recht hab', wenn ich sag': Wer die alte Zeit eine gute Zeit nennt, der ist ein Unwissender oder er ist ein unguter Mensch. Er denkt nicht daran, was die guten und gescheiten Menschen der neueren Zeit erdacht haben, nicht daran, was durch Zusammenwirken von Kopfarbeitern und Handarbeitern besser geworden ist für uns alle.

Ich bin zwar nur ein einfacher Heger; ich erfüll' meine Pflicht inmitten andrer Ordnungswächter; ich wehr' den Dieben, den Räubern, den Tierquälern und Baumschindern, ich Sorge für euch, meine Lieben. Noch weiß ich nicht, was ihr, meine Kinder, werdet, aber so vielweiß ich: Wo immer ihr sein und arbeiten werdet, ihr werdet, so wie ich, gerne tun, was ihr tun sollt, damit ihr dazu beiträgt, daß es immer besser werde in unserer neuen Zeit. Und euch werden die Menschen lieb haben um eurer Gutheit willen, so wie mich die

Asbecker gern haben, der Forstmeister, die Jäger, der Schullehrer Leitel, der Oberlehrer Wagner, der Moasen-Thomerl und andere und andere.“ Nach diesen Worten stand der Heger auf, füllte sich die Feldflasche mit dem warmgestellten Kaffee, schulkerte das Gewehr und wünschte seinen Leuten gute Nacht.

Er fuhr hinüber nach dem Damme auf Stromwache, um einen andern Heger abzulösen. Und neben ihm im Rahne saß Treff als Pflichtgenosß.

Ausblick.

Als am nächsten Tage der Heger von seinem ersten Dienstag heimkehrte, sahen alle an seinem Gesichte, daß er gute Nachricht brachte:

Er hatte am Pegel abgelesen, daß die Donau um zwei Handbreiten gefallen war.

Bertel und Liesel freuten sich sehr darauf, daß der Vater die Saminger Bettlern mit ihrer Mutter holen würde, sobald das Hochwasser geschwunden wäre.

Sie ergingen sich in Vermutungen, wie der Sepperl, wie der Franzel ausfähe, und sie waren darin einig, daß es lustig sein müßte, den Buben aus dem Samsgebirg alle Herrlichkeiten ihrer Heimat zu zeigen. Prahlen wollten sie mit ihren Fasanen, Rehen, Hirschen, Reihern und Kormoranen. Und sie fragten den Vater, ob er sie alle quer durch die Lobau führen wollte, bis nach Rohrwörth, wo die Kormorane ihre große Kolonie hatten.

Und er sagte zu: „Entweder ich oder der alte Herr Leitel. Wenn er euch führen mag, soll's mir lieber

sein. Aber erst im Mai, wenn im Stadtl-Enzersdorfer Wasser die gelben Teichrosen blühen.“ Und von dieser Wanderung träumten sie wachend und schlafend. Ein Maiengang durchs Paradies der Lobau!

Wunder über Wunder.

Das Wasser war stark zurückgegangen. Rühler Sonntagmorgen nach einer frostigen Nacht. Zarter Reißbelag an den Spitzen und Rändern der Grashalme. Für die Kinder waren die Wege nach Aspern noch immer nicht gangbar, an den Kirchgang war nicht zu denken. Da war es auch zweifelhaft, ob der alte Schullehrer Leitel, der vor einigen Wochen dem Heger den Besuch für diesen Sonntag zugesagt hatte, kommen werde.

Die Kinder aber nahmen an, daß der alte Herr ebenso in Röhrenstiefeln durch Sumpf und Wasser waten werde, wie es der Vater zu tun pflegte, und freuten sich auf den Besuch des lieben alten Herrn.

Zunächst halfen sie der Mutter beim Füttern der Haustiere, ja sie schleppten aus dem Stadel drei große Körbe voll Heu herüber, damit für den ganzen Tag ein Vorrat im Stall sei. Dabei entdeckte Bertel in der Nähe des Stadeltores Spuren von Hirschen; deutlich waren die nahe beisammenstehenden Schalen als tiefe fast dreieckige Grübchen im feuchten Boden eingedrückt und dahinter zwei schwache Tupsen als Spuren der Afterklauen. Das Rotwild mochte in der Nacht dagewesen sein, um vom Boden Heu aufzunehmen, wie es beim Tragen verloren worden war.

Da streute Bertel ein paar Handvoll aus: „Weil heut Sonntag ist, sollen die Hirschen auch eine Freud' haben, auf den Wiesen haben sie ja noch fast keine Äsung.“ Dabei hoffte er, des schönen Wildes ansichtig zu werden, das sich selten in der Nähe des Hegerhauses sehen ließ. Die Standorte desselben waren drüben auf der Insel Lobau und im Rohrwörth. Auf den Sibera-



haufen herrschte das Rehwild vor. Nach Erledigung der Hausarbeiten kleideten sich die Kinder sonntäglich an und gingen dem Herrn Leitel entgegen. Sie zappelten vor Ungeduld. Noch waren sie nicht weit gegangen, als ein magerer Kornelkirschenstrauch ihre Aufmerksamkeit fesselte. Von den dicht an den Zweigen sitzenden Knospendöbchen waren einzelne erblüht. Bertel bog einen Zweig mit den gelben

Blüten herunter: „Jöi, die Dirndel gehn schon auf!“ — Da klatschte Liesel in die Hände: „Bertel, da schau her, ist das nit g'späßig?“

Ein verspätetes Schneeglöckchen war aus einer Schichte modernden Laubes hervorgewachsen. Es hatte mit der spitzen Kapuze seiner Knospe das oberste noch lederige Pappelblatt durchbohrt und empor-

gehoben. Wie ein steifer Wettertragen stand es vom Blütenhalse weg. Die Geschwister kauerten sich nieder und staunten das Wunder an. „Wie das nur möglich ist?“ fragte Bertel. Da hörten sie schwere Schritte hinter sich. Der Erwartete war da. Und richtig kam er in Röhrenstiefeln, die bis zu den halben Waden lehmig waren. Den altmodischen Zylinderhut auf dem weißhaarigen Kopfe, ein breites Lächeln im rundlichen glattrasierten Gesichte, rief er die Kinder an: „Grüß' euch Gott! Was habt ihr da?“ — „Ein Wunder, Herr Schullehrer!“ rief ihm Liesel entgegen und zeigte auf das Schneeglöckchen. Da kauerte sich der Greis zu den Kindern, daß die von darin steckenden Büchern schweren Schöße seines Bratenrockes den Boden berührten. Er setzte die Brille auf und besah sich die merkwürdige Blume. Seine buschigen Augenbrauen hoben sich, seine Augen erschienen größer. „Wirklich, ein Wunder!“ Er zog eine große in Horn gefasste Lupe aus der Westentasche und guckte noch genauer hin. „Ich hätt' erst gemeint, das Blatt wär' vom Wurmfraß durchlocht und die Knospe wär' just durch ein Wurmlöch gewachsen,“ sprach er vor sich hin, „aber nein, das Schneeglöckel hat's selber g'sprengt, die Rißzacken stehen am Stengel in die Höh'.“ Der Greis erhob sich. Auch Bertel und Liesel richteten sich auf. Der Bub hatte einen Einwand: „Es hätt's ja auch wegschieben können, wenn's ihm im Weg war.“ „Das Blatt wird halt an den Rändern rundherum fest angefroren gewesen sein in der frostigen Nacht, wie's Blümel herausgewachsen ist,“ so meinte der Lehrer. „In der kalten Nacht wär's gewachsen?“ fragte der

Bertel dagegen. „Hm — unterm Laub bleibt die Erde fast so, wie sie am Vortag von der Sonn' warm geworden ist. Das Laub läßt die Wärme nicht heraus und außerdem erwärmt sich's beim Modern selbst, so wie der Mist, wenn er lagert.“ Das alles war dem Bertel noch keine Erklärung für das Wunder. Er hatte noch etwas zu abern. „Aber wie hat denn das schwache Schneeglöckerl das Blatt durchbohren können, das möcht' ich wissen!“ „Wie?“ Der Greis schwieg nachdenklich. Liesel aber wußte Bescheid: „Das macht der liebe Gott!“ Da strich ihr der Lehrer über das Blondköpfschen: „Ja, ja, liebe Liesel, du gibst dich damit zufrieden: „Das macht der liebe Gott!“ Aber der dickschädliche Frager da möcht' wissen, wie er's geschehen macht.“ Da mengte sich Bertel darein: „Wenn ich ein Brett durchbohren will, muß ich mich plagen. Der eiserne Bohrer ist hart, spiß und scharf. Das Zipsperl vom Schneeglöckerlknösperrl aber ist zart und viel weicher als das dürre Laub. Wie kommt das durchs Blatt? Woher hat's die Kraft?“ Die letzte Frage des Knaben half dem Schullehrer wieder auf eine Spur. „Woher's die Kraft nimmt, das könntest dir wohl denken. — Von der Sonn'. Bedenk doch: Solang die Sonn' einen kurzen, flachen Bogen am Himmel macht, solange sie nicht stark genug scheint, schlafen die Reime in den Zwiebeln der Schneeglöckerin im Erdboden, manche gar spanntief drunten. Sie schlafen wie die noch ungestalteten Rüken in den Hühnereiern, bevor sie die brutige Henn' durch die Wärme ihres Leibes zum Leben weckt. So wie ein Rüken durch die Wärme die Kraft bekommt, daß es im Ei wächst und schließlich

mit seinem Schnaberl die harte, kalkige Schale sprengt, damit's zu Licht und Luft kommt, so bekommt der Keim jedes Schneeglöckerls die Kraft zum Wachsen, sobald die Sonn' einen weiteren Bogentweg am Himmel macht und stärker und länger die Erde bebrütet. Und während der Keim aus der dunklen Tiefe zum Licht hinaufdrängt, schiebt er weg, was ihm im Weg ist, er schiebt die Sandkörndel weg, den Lehm und die Modererden, die über ihm lastet; das ist keine geringe Arbeit. Sollt' er haltmachen, der eigensinnige Keim, sollt' er seitlings durchkriechen, wenn ihm ein Blatt in den Weg kommt, das am Rande vom Eise niedergehalten wird? O nein, er will durch, er drückt und rückt langsam, aber immerzu, bis die Fasern des Blattes auseinanderweichen und ihm den Weg freigeben, den Weg zum Licht.“

Die Kinder nickten, das hatten sie verstanden. Bertel wollte gerade den Mund aufstun zu einem neuen Aber, als der alte Herr fortfuhr: „Sagt mir Kinder, ist's nur bei den Schneeglöckerln so? Wie ist es beim Gras, beim Korn, beim Weizen, bei der Gerste, beim Habern? Denkt an den langen Acker rechts vom Apsperner Weg, der ist im Herbst bestellt worden. Der Bauer hat mit dem Pflug und der Egge die Erde zerrissen, er hat die Körner zwischen die Erdbrocken zerstreut, er hat sie eingeeegt und die Erdschollen mit der schweren Walze zerquetscht. Dann sind die Samentörner übern Winter in der Erden gelegen. Und die Samen sind nichts anderes als die Eier der Mutterpflanzen; in den Samen schlummert die Kraft zum Leben; sie hat sich hinein geflüchtet, bevor die Mutterpflanzen auf-

hörten zu wachsen und anfangen zu sterben oder bevor sie in Scheintod verfielen, wie es die Bäume bei uns tun, die in jedem Herbst ein Leben abschließen, um im Frühjahr zu einem neuen zu erwachen. Der Regen hat die Schollen durchweicht, der Frost hat sie zerrissen. Die Körner waren begraben und verschwemmt. Sie haben den Winter durchschlafen. Es wird jetzt Frühjahr. Die Sonne durchwärmt die Ackerkrume, die Keime in den feuchtgequollenen Körnern erwachen. Was heißt das, sie erwachen? In jedem Körndel wird ein Streben lebendig; ja. — Es will etwas, es strebt hinauf zum Licht. Und das, liebe Kinder, ist das Wunder. Denn kein Gelehrter könnte es erklären, wie das geschieht. Es ist, als ob eine lebendige Seele in jedem Samentorn drin wäre, ein Wille zum Leben und Wachsen. Vielleicht ist's auch so. Ein Würzelchen schiebt das Samentorn in die Erde, daß es ihm wie ein Docht Wasser heraufsaugt, Wasser und in ihm die Nahrung, die es aus der Erde gelaugt hat: den aufgelösten Kalk und Kiesel und was es sonst noch braucht, damit es seinem Leib Festigkeit geben kann, ich meine seinem Halm samt den Blättern und Blüten. Ihr wißt doch, daß ein jeder Strohalm eine glänzende Kieselrinde hat. Am Schilfhalm ist sie so stark, daß ein gutes Stahlmesser dazu gehört, um durchzukommen. Ist gar ein künstlicher Bau solch ein hohler Halm, dünn und schlank und fest, immer ein Stockwerk über dem andern und ganz zuhöchst im Licht die Blüten, aus denen die Früchte werden sollen, die Kinder der Mutterpflanze. Der Keim wird von der Nahrung größer, wie ein Rindel wächst, weil es

Milch trinkt. Der Keim schlupft aus dem Korn wie das Ruchertl aus der Schale, aber über ihm ist Erde. Sand und Steinchen sind über ihm, Lehm und Moder. Da muß er durch, er will und muß. Nun hebt und drückt und schiebt er weg, was über ihm ist. Was alles ein einziger Keim von der Stelle rücken muß, es wird manchmal mehr, manchmal weniger sein. Denken wir an das Kornfeld rechts vom Biberhaufentweg, wenn man auf Aspfern zu geht. Das hat im Herbst der Bauer mit Kuhmist gedüngt. — Im Dünger ist nämlich allerlei Nahrung fürs Korn. Er hat den Mist eingeaekert und hat mit der Egge, die aus lauter eisernen Rechen besteht, die groben Schollen zerrissen. Er hat dann die Körner über den Acker hingestreut und ist dann wieder mit der Egge drübergefahren. Da sind die Körner zwischen die Erdkrümchen hinuntergerieselte. Der Regen hat die Ackererde zerschwemmt und die Körner waren begraben. Ich schätz' recht gering, über jedem Körnchen wären 5 Gramm Erde gelegen. Und jetzt denkt an die Arbeit, die jeder Keim hat leisten müssen, wenn er herausrückte zum Licht. Schätzen wir weiter!" Der Schulmann zog ein Notizbuch aus der Brusttasche seines Bratenrocks und schrieb auf eine leere Seite: 5g. „Das sei das Gewicht, das ein jeder Keim bewegen muß. Wieviel Keime mögen gleichzeitig aus dem Acker herausrücken? Sagen wir jetzt: eine Million. — Es bleibt sich gleich, was wir sagen, ein größerer Acker hat mehr, ein kleinerer weniger. — Also bewegen die Keime beim Herausrücken zu gleicher Zeit $5g \times 1.000.000$, das sind 5.000.000g. Wieviel Kilogramm sind das?" Bertel nahm dem

Lehrer den Stift aus der Hand und strich drei Nullen ab: „5000 kg.“ „Oder wieviel Meterzentner?“ „50 q.“ „Wieviel Tonnen?“ „5 t.“ „Wieviel hochbeladene Heuwagen wären das, wenn auf einen Wagen 10 q Heu geladen wären?“ — „Das wären ja fünf große Heuwagen, zweispännige.“ „Also ist die Arbeit, welche die kleinen Keimzwerglein verrichten, wenn sie die Krume des einen Ackers in Bewegung setzen, eine Arbeit, wie sie zehn starke Pferde verrichten würden! Kinder! Stellt euch das einmal vor! Und jetzt denkt weiter, in wieviel tausend und abertausend Millionen Äckern auf der Erde rundherum sprießen die Keime herauf aus dem dunklen Grund zum Licht! Und wieviele Samen von Gräsern, Kräutern und Bäumen, die im Herbst von Stürmen vertragen und mit Staub verschüttet worden sind, keimen und arbeiten jetzt, weil die Wärme sie zum neuen Leben geweckt hat! Was die alle zusammen Erdreich bewegen, das ist ein Gewicht gleich dem vieler großer Berge.“

Während sich der Greis so in Eifer gesprochen hatte, waren Bertels Augen an seinem Mund gehangen, Liesel aber war müde geworden aufzumerken, sie hatte sich auf den Boden gekauert und mühte sich nun, mit dem Zeigefinger das Schneeglöckchen aus der feuchten Erde zu bohren. Fast unwillig fragte der Lehrer: „Ja, Kind, was treibst du denn?“ Sie sah ihn verwirrt an. Da klang vom Hause her der Hegerin fröhlicher Lockruf: „Liesel, Bertel, wo steckt ihr? kommts eina, essen!“ Liesel nahm den Schullehrer bei der Hand und führte ihn ins Haus und in die Küche. Bertel folgte ihnen auf dem Fuße.

Der Heger und die Hegerin streckten dem lieben alten Herrn die Hände entgegen. Das war eine Freude und eine Ehr, daß der alte Lehrer den Heger, seinen nicht mehr jungen Schüler, wieder heimsuchte, wie er ihm's bei der Entlehnung der Chronik versprochen hatte. Raum war die Begrüßung vorbei, als die Kinder der Mutter und dem Vater von dem Wunder erzählten, das sie geschaut hatten und das ihnen um so größer vorkam, als es sich auf der ganzen Welt vollzog, wo nur etwas wuchs.

Während der Mahlzeit hatte die Mutter immer wieder zu mahnen: „Beim Essen soll man mit reden, sonst kommt ein Bissen in den unrechten Schlund,“ so mitteilungslustig war Bertel; was er gesehen, gehört, gedacht und eingesehen hatte, das mußten doch Vater und Mutter auch gleich alles erfahren und sie sollten ihm helfen beim Staunen, Bedenken und Sichfreuen. Und nach dem Essen, als der Schullehrer mit dem Heger in der Chronik und den alten Landkarten stöberte, führten die Kinder die Mutter zu dem starken Schneeglöckchen.

Während die drei vor der Blume auf dem Boden kauerten, merkten sie nicht, daß von der Höhe des Dammes ein junger Mann sie beobachtete und den Ausrufen ihres Entzückens lauschte.

Als die Kinder mit der Mutter wieder ins Haus zurückgekehrt waren, stieg der Fremde über die Böschung nieder, um sich den Gegenstand ihrer Verwunderung in der Nähe anzusehen. — Vor der merkwürdigen Blume angekommen, schob er seinen schwarzen breitkrempigen Hut aus der Stirne, puhte sorgfältig mit



seinem blühweißen Taschentuch seine Brille, strich sich die langen braunen Haare von den Schläfen, setzte die Brille umständlich wieder auf und beugte sich zum Schneeglöckchen nieder. Nachdenklich fuhr er mit den wohlgepflegten Fingern seiner Rechten durch seinen noch dünnen dunkelbraunen Backenbart und ließ die grüne Botanistertrommel, die am Riemen seiner Schulter niederhing, auf den Boden gleiten.

Dann zog er den starken blinkenden Pflanzenstecher, den er wie einen Hirschfänger an der linken Seite trug, aus der breiten Lederscheide und begann das Schneeglöckchen auszugraben. Uober er hatte die Tiefenlage der Zwiebel unterschätzt und stach den blaffen Schaft fingerlang ab. Sorgsam bettete er die verstümmelte Blume samt dem durchlochtem Blatt zwischen feuchtem Moos in seine halbgefüllte Botanistertrommel. Ehe er ging, entnahm er der rechten inneren Brusttasche ein Notizbuch und schrieb die Funddaten ein, Ort und Zeit. Ein dunkler Schmetterling mit grellroten Querstreifen, der vor ihm aufflog, veranlaßte den Studenten, sein zusammengeklapptes Schmetterlingnetz aus der linken Brusttasche zu ziehen und es an der Spitze seines Gehstöckes festzuschrauben.

Nicht hastig, wie es Knabenart ist, sondern bedächtig folgte er dem seltenen Falter — es war ein

Admiral — um ihn zu haschen, wenn er auf einer Blume rastete. Landeinwärts ging die Jagd über zerweichten Wiesengrund.

So bemerkte ihn Liesel, die mit einem Rückenmesser aus dem Hause gekommen war, um das Schneeglöckchen auszugraben, das sie dem treuen Rion als etwas Besonderes aufs Grab setzen wollte.

Als sie das leere Grübchen fand, lief sie ins Haus zurück und rief weinend in die Küche hinein: „Das Schneeglöckchen ist weg und der Student ist da! — Ich glaub' er hat's genommen.“ — Da beruhigte sie der Vater: „Sönn' ihm's, er gibt es in seine Sammlung. Und wann er einmal Lehrer oder Professor ist, wird er es seinen Schülern zeigen und ihnen erzählen, wie stark das Schneeglöckchen war.“ Zur Frau gewendet, fuhr der Heger in seiner Rede fort: „Man merkt's, daß der Auswärts da ist; die Zugvögel der Lobau stellen sich schon ein. Der Student ist da, jetzt kommen bald andre nach. Der Professor bleibt auch nimmer lang aus. Wir Forstleut' sehen es nicht gern, daß Kinder unnützerweise Käfer oder Schmetterlinge fangen, Blumen brocken oder gar Pflanzen mit den Wurzeln ausheben. Es ist ein arger Unfug und darum auch streng verboten. Wenn aber ein richtiger Student oder gar ein Gelehrter Kleintiere und Pflanzen sammelt, denen erlauben wir's gern. Sie brauchen's, daß sie daran lernen, was sie dann anderen beibringen sollen.“ Die Mutter, die schon beim Geschirrabwaschen stand, wendete sich mit leichtem Vorwurf an das Mädchen: „Na, Liesel, was ist's denn heut, soll ich mir selber das Geschir abwischen?“ Da trocknete Liesel

ihre Augen und tat gerne der Mutter den Willen. Als Bertel vom Füttern der Frettchen hereinkam, war auch Liesel mit dem Geschirrabwischen fertig. Da beurlaubten sich die Kinder von den Eltern und dem Gast bis zur Jause.

Sie gingen auf den Regulierungsdamm, wo es am trockensten war, und suchten nach Blumen.

Schon auf der Böschung fanden sie zwischen den Steinen des Dammweges zarte zwerghafte Blümchen, deren winzige weiße Kreuzblüten von mageren Stengelchen getragen wurden. Die rechtfertigten ihren Namen: Hungerblümchen.

Den Südhang des Dammes und das angrenzende Schotterland des Überschwemmungsgebietes sahen die Kinder übersät mit den hellgelben Blütenkönnchen der Huflattiche, die alle der Sonne zugekehrt waren, als wollten sie ihre Strahlen in sich trinken. Da gaben sich die Kinder der Freude des Pflückens hin; aber das Erlebnis mit dem Schneeglöckchen wirkte so stark in ihnen nach, daß sie mit wundersuchenden Augen auch die längst bekannten Huflattiche der Anschüttung betrachteten. Und Liesel wunderte sich: „Uf Jögerl, die haben ja noch gar keine Blätter!“ — „Richtig,“ bestätigte Bertel die Entdeckung der Schwester, „sie haben nur Schuppen an den Stengeln.“ Und er pflückte ein vorjähriges Blatt, das tot, vertrocknet und moderbraun, kaum noch die weißbefilzte Unterseite erkennen ließ. — Die Kinder wußten sich's nicht zu erklären, wie gerade diese Blumen blühen konnten, bevor sie Blätter hatten. Aber schon das Staunen und Verwundern war ihnen ein Vergnügen.

Hand in Hand wanderten sie auf dem breiten Rücken des Dammes stromauf. Sie ließen die Blicke übers Heideland des schon zum großen Teile vom Wasser freigegebenen Inundationsgebietes streifen, wo die vom Wind gesäten Weidenschößlinge lichtgelbe Blütentäschen trugen, und sie sahen jenseit des Roldammes das grünliche Wasser des Stromes ziehen, auf dessen Fläche einzelne Eisschollen talab trieben. Vom Umland zur Rechten scholl das muntere Gezweitscher der Meisen und Stieglitze zu ihnen herüber, die in den Schilfrispen und Distelköpfen nach Samen suchten. Als sich die Kinder der Gegend näherten, wo rechts unterhalb des Dammes in den hohen Gruppen der Ulmen, Silberpappeln und Weiden das Wirtshaus des roten Hiasels stand, machten sie kehrt. Auf Hiasel war jetzt nicht zu rechnen; der hatte als Kellner zu tun. Es gab ja Mittagsgäste.

Als die Kinder sich schon ihrem Heim näherten, erinnerte sich Bertel der Huflattiche und stieg den Abhang hinunter, um eine der so gewöhnlichen und doch so merkwürdigen Pflanzen samt den abgestorbenen Blättern zu holen. Er wollte den Schullehrer darum befragen. Da gewahrte er den Studenten, der am Rande einer feuchten Mulde mit seinem Pflanzestecher etwas aus dem Sande grub. Neugierig trat der Bub näher. „Grüß Gott, Herr Student, was machen's denn da?“ Es klang, als wollte er den jungen Mann zur Rechenschaft ziehen. Belustigt sah dieser dem Knaben ins Gesicht: „Grüß Gott, Kleiner, wer bist denn du?“ — „Der Heger-Bertel —“ — „Der Bub vom Heger, also eine kleine Amtsperson? — was

ich da mach'? Eine Pestwurz grab' ich aus, ist dir das nicht recht?" Dabei hob er eine kräftige Pflanze aus dem nassen Sandboden. Ihr fingerdicker Stengel war zart rosig beschuppt und trug einen kolbenförmig gedrängten Blütenstand, der aus lauter eng beisammenstehenden Knospen bestand. Bertel riß die Augen auf. „Die hat ja auch noch keine Blätter!“ staunte er. — „Auch?“ — „Ja, so wie der Huflattich.“ — „Wie kann sie da schon blühen?“ — „Du meinst, woher sie so plötzlich das alles hat, was sie zum Blühen braucht, wenn noch keine Blätter da sind?“ — Der Bub nickte. Da schnitt der Student den daumendicken Wurzelstock der Pflanze auseinander. Das Innere war erfüllt von einer blasroten Masse. „Da ist der Vorrat von Stärkemehl, den sich die Pestwurz im vorigen Sommer angelegt hat, damit sie davon gleich zur Schneeglöckchenzeit ihre Knospen nähren kann, die sie in aller Kleinwinzigkeit schon im Herbst vorbereitet hat.“ — „Schon im Herbst?“ mengte sich die Liesel in die Rede, die unbemerkt herangekommen war. „Das ist meine Schwester Liesel“, schaltete Bertel ein. „Wunder't's dich, kleine Liesel, daß sich eine Pflanze Nahrung spart für die Zukunft?“ fragte der Student mit vergnüglichem Aufblitzen seiner Augen. — „Das ist doch gar nichts Seltsames. Machen nicht auch die Kartoffelstauden schon zur Sommerzeit in der Erde ganze Knollen mit einem Vorrat von Stärkemehl? ‚Erdäpfel‘ oder ‚Grundbirn,‘ sagen die Leut. — Und sitzen nicht die vorbereiteten Reimknospen in den Vertiefungen der Knollen?“ — „In den Augen“, warf Bertel ein. — „Das Anlegen von Nahrungsvorräten und das

Vorbauen für die Zukunft ist überhaupt Brauch bei den Pflanzen. Rinder, macht die Augen besser auf: Schaut im Herbst oder im Winter die Haselstauden und die Erlen an, da findet ihr schon die kleinen ‚Würstel‘, wie ihr sagt, die Blütenkätzchen, die jetzt im Wind ihren Blütenstaub verstreuen, fertig an den Zweigen hängen. Freilich sind sie im Herbst noch kleinwinzig, weil ihre Knospen dicht gedrängt beisammenstehn, aber da sind sie schon; und wenn auch der Baum im Winter kahl steht ohne Blätter, in seinen Ruten ist das Stärkemehl, aus dem die Knospen ihre Nahrung bekommen, wenn die zunehmende Wärme sie zum Wachsen weckt.“ — „Wieder die Wärme“, murmelte der Bub vor sich hin. Der Student überhörte es, öffnete seine auf dem Boden liegende Botanikertrommel und entnahm ihr ein braunes, kastaniengroßes Ding, das sah aus wie eine flachgedrückte Zwiebel. „Das hab' ich tief in der Erd' gefunden, wo der Frost nicht dazu kann. Was ist das?“ — Die Rinder wußten es nicht. — „Eine schlafende Herbstzeitlose.“ — „Die im Herbst lila blüht?“ fragte Bertel. „Und keine Blätter hat?“ ergänzte Liesel. „Wenn's blüht“, bejahte der Student. Aber im Sommer kannst du ihre breiten saftigen Blätter mitten unter den mageren Gräsern sehn und zwischen ihnen eine walnußgroße Fruchtkapsel.“ — „Die braun wird und aufspringt, wann's vertrocknet? so, die ist dieselbe?“ staunte Bertel. „Wenn ich jetzt die mehligte Futterkrolle und das angeschmiegte Zwiebelchen der Länge nach aufschneid', erkennen wir da an der Seite den Keimling mit der Fruchtknospe.“ „Aufschneiden, aufschneiden!“ verlangten die Rinder.

Da holte der Student sein haarscharfes Federmesser hervor und führte den Schnitt senkrecht durch Knolle und Zwiebelchen. Und alle drei steckten die Köpfe zusammen. Aber die Kinder waren enttäuscht. Sie hatten sich die Sache deutlicher vorgestellt. Der Student bemerkte das, zog aus der Westentasche ein am Rande etwas abgesplittertes Vergrößerungsglas hervor und ließ erst Bertel den Längsschnitt der Fruchtknospe begucken. „Jöh, jöh, ich seh schon.“ Und auch Liesel beugte ihren Blondkopf übers Glas. „Ah, so ein Wunder!“ — „Es ist hier bei der Herbstzeitlose leicht zu sehn, weil alles so groß ist. Im Zwiebelchen steckt ja schon die Fruchtknospe, umgeben von den Blättern, die mit ihr herausrücken sollen. Wenn's wärmer wird, so im Mai und Juni, da wachsen die Blätter mit den Gräsern um die Wette. Es ist, als ob das Zwiebelchen ein Rindlein wär' und die Futterknolle neben ihm eine Saugflasche mit Milch, aus der das Rindlein saugen kann.“

Mit offenem Munde hatten die Kinder gelauscht. Bertel griff noch einmal nach dem Glase und betrachtete angelegentlich die Fruchtknospe. Das Glas wollte ihm gar nicht aus der Hand. Da hatte Liesel in der offenen Botanisiertrommel das Schneeglöckchen entdeckt und sie machte mit sanftem Rippenstoß den Bruder darauf aufmerksam. Der wahrte seinen Vorteil: „Herr Student, Sie haben uns unser Schneeglöckel ausgegraben! Das mit dem Pappelblatt.“ — „Das war euer Schneeglöckchen?“ lachte der Student, „so so?“ — „Wir haben's zuerst gesehen!“ beharrte Bertel auf seinem Recht. „Und ich hab's wollen unserm alten

Hund aufs Grab setzen, dem lieben Rüon“, meldete sich Liesel und wurde dabei rot vor Eifer. — Der Student sah von einem Kind zum andern. „Ja, und ich möcht' das Schneeglöckel mit samt dem Blatt behalten; was soll ich euch geben dafür?“ fragte der Student. Keines der Kinder gab eine Antwort. Bertel pflückte vom Boden eine Hulsattichblüte und hielt sie unter's Vergrößerungsglas: „Jöh, das ist ja gar nicht eine einzige Blüte, wie ich immer gemeint hab', das sind lauter kleinwinzige Blüten, die sitzen beisammen wie in einem Körberl.“ — „Du kämst so noch auf manches drauf, wenn du ein Vergrößerungsglas hättest, meinst du nicht, lieber Bertel?“ sprach der Student. „Und wenn ich dir das Glas geb', dann gehört das Schneeglöckel richtig mir, ja?“ Er hob Bertels Kinn und schaute ihm treuherzig in die Augen. Da nickten beide Kinder lebhaft und schon barg Bertel das Glas in der Hosentasche. Froh wie ein Sieger jubelte er auf: „Dank schön, Herr Student, dank schön!“ Dann sagte er verlegen, als schämte er sich seiner Unbescheidenheit: „Ich möcht' die Herbstzeitlose dem Herrn Leitel zeigen und dem Vater.“ — „Und der Mutter“, ergänzte Liesel. „Nehmt sie nur mit und bleibt mir gut“, sagte der Student und reichte den Kindern beide Hände. Mit fröhlichem „Shüat Gott! Shüat Gott!“ enteilten die Geschwister, als fürchteten sie, der Tauschhandel könnte noch rückgängig werden. Der Student schaute ihnen vergnügt nach, bis sie hinter dem Damme verschwanden. Mit der ausgesprengten Sammellinse aus einer zerbrochenen Blendlaterne hatte er zwei kleinen Menschen eine große Freude gemacht. Er hatte ihnen ein Ding

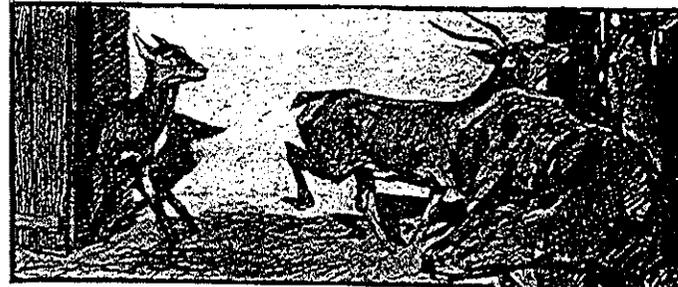


in die Hand gegeben, das ihre Augen schärfer sollte für die winzigen Schauenswürdigkeiten des Lebens, an denen sie neue Wunder entdecken sollten, Wunder über Wunder.

Das erste, was Liesel tat, als Vater und Mutter und Herr Leitel das Vergrößerungsglas genugsam erprobt und bestaunt hatten, war, daß sie sich ein Stück Rehleder von der Mutter ausbettelte. Daraus nähte sie dem Bertel ein Säckchen für sein Vergrößerungsglas, daß es vor Beschädigung geschützt sei.

Nach der Jause machte der Heger seinen Dienstgang und der Schullehrer trat den Heimweg an; er wollte vor der Dämmerung durch die Au kommen. Liesel und Bertel gaben dem Gast das Geleite.

Als sie sich dem Heustadel näherten, zupfte plötzlich Bertel den alten



Herrn am Armel, legte den Zeigefinger auf den Mund und zeigte vorwärts. Was sich den dreien bot, war ein fesselnder Anblick: Vor dem Heustadel stand ein Kapitalhirsch und äugte den Kommenden entgegen. Festgebannt blieben sie stehen. Liesel, in Deckung hinter der breiten Gestalt des Breises, lugte angstvoll nach vorne, sie dachte nicht anders, als daß der Gewaltige plötzlich vorstürmen werde, um die Störer zu Boden zu stampfen. Sie fühlte ihr Blut an den Schläfen klopfen. — Bertel aber war eitel Schaulust. Er wußte, daß die Hirsche im März nicht angriffslustig sind, da ihr Geweih noch weich ist; es wächst. Er versuchte die Enden der armdicken Stangen zu zählen, aber es gelang ihm nicht; die Stangen hatten keine weißgefegten Spitzen.

Das Geweih des Hirsches war noch im Saft. Die von braun behaartem Fell überzogenen Stangen endeten in eine plumpe Krone, deren Zinken dicklich abgerundet waren. Der Hirsch machte dem Ernsteln ein Ende, er „mahnte“ verärgert, warf mit einem Ruck den Kopf herum und wurde gegen das Herrenauwasser zu flüchtig.

Da erlebten die Beobachter eine neue Überraschung. Aus dem nicht sorgfältig geschlossenen Stadelkor zwängte sich eine mächtige Hirschtuh und ihr folgten zwei schwächere Stücke, ein Schmalter und ein Spießer. Ohne auch nur einen Augenblick zu wittern, trollten sie dem Hirschen nach, daß die hellen Spiegel auf und ab hüpfen.

Der Schullehrer wandte sich an die Kinder: „Habt ihr nicht Angst gehabt?“ — Bertel schüttelte den Kopf. „Vom Dezember bis April ist der Hirsch ruhig. Da wächst ihm fürs abgeworfene Geweih ein neues. Und solange das unterm Saft weich ist, gibt er kein Obacht, daß er nirgends damit anstreift oder anprallt.“ Da sprach Liesel dazwischen: „Ist das nicht schon wieder ein Wunder, daß die Hirsche die Stangen jedes Jahr abwerfen und sich neue wachsen lassen? Warum ist das so? Die Kuh behält doch ihre Hörner, solange sie lebt?“ — Der alte Schulmann schupfte die Achseln: „Ein Kind fragt mehr, als ein Alter antworten kann. Warum? — Wer kann das sagen? Es ist halt so seit undenklichen Zeiten. Freilich, einmal muß auch das angefangen haben. Die wilden Kinder und Hirsche haben Waffen gebraucht gegen ihre Feinde, die Wölfe. Da sind den einen Hörner gewachsen und den anderen Geweihe.“



— „Ja, hat's denn bei uns da auch Wölfe gegeben?“ fragte Liesel verwundert. „Und ob!“ entgegnete Herr Leitel. „Heißt doch der mittlere Grund der Insel Lobau, wo die Jägerhäuser stehen, heute noch Wolfsboden. Da haben die Wölfe inmitten der strömenden Wässer ihre Zuflucht gehabt.“ — „So wie die Biber in den Donauarmen am Großen und Kleinen Biberhaufen“, setzte Bertel hinzu. „Die Gegenden an der Donau waren in alten Zeiten viel, viel reicher an mancherlei Wild als jetzt“, fuhr der Schullehrer fort. „Vor der Donauregulierung war noch ein großer Teil der heutigen Wienerstadt ein gutes Jagdrevier, ich meine die Brigittenau. Und quer durch den Untern Werd, das ist die Insel, die heute Leopoldstadt heißt, führte die Jägerzeile. Am Salzgras stand eine Herberge ‚Zum Wolfen in der Au‘. Aber auch im Westen Wiens, im heutigen Hütteldorf, muß es früher Wölfe gegeben haben. Dort steht heute noch das Wirtshaus ‚Zum Wolfen in der Au‘ und von der Linzerstraße nordwärts führt die Wolfersbergstraße.“ Nachdenklich gingen sie weiter. Als sie von der Bodentwelle, die bei der Überschwemmung Insel gewesen war, in die zerweichte Niederung kamen, nahmen die Kinder von ihrem lieben Gast Abschied.

Niepsende Eier.

Voll Freude am Erlebten eilten die Kinder heim. Bertel verschloß im Vorbeigehen das Heustadelstor sorgfältig. Die Hirsche dursteten den Kühen das Futter nicht vertürzen. Zum Grünfutter war's noch weit. Im



Hofe angekommen, blieben die Kinder lauschend stehen. Sie hatten einen tröhrenden Laut aus dem Stalle her vernommen, der in ein Köcheln überging. Was hatte die Bruthenne? — Leise öffneten sie die Stalltür. Da huschte ein Iltis an ihnen vorbei ins Freie. Bestürzt eilten sie zum Brutkorb. Sie sahen die Henne mit hohlgebogenem Rücken und krampfhaft nach unten gebreiteten Flügeln auf dem Neste. Aus dem durchbissenen Halse, der über den Korbrand hing, floß reichlich Blut. Da standen die Kinder starr vor Entsetzen bei der gemordeten Mutterhenne. Liesel kauerte sich schluchzend zum Neste und Bertel holte die Mutter herbei. Auch der Hegerin schossen die Tränen in die Augen. Sie nahm ein Wolltuch vom Wandhaken, eilte damit in den Stall, hob die tote Henne vom Nest und breitete das Tuch darüber. Dann holte sie einen irdenen Topf, den sie in der Eile halb mit geschliffenen Federn gefüllt hatte. Bertel bekam die Laterne zu halten. Fünf Küken saßen inmitten zerbrochener Eischalen auf einem Häuflein beisammen; drei Eier hatte die Henne im Todeskampfe zertreten; in denen lagen die Küken tot und entstellt. Zwei Eier waren unberührt. „Wenn sie warm bleiben, sind die

Jungen noch zu retten. Heut ist der zwanzigste Bruttag. Heut oder morgen müssen s' austriechen." Die Hegerin tat die Röchlein und die Eier in den Topf. Am Rückweg zur Küche fuhr sie sich mit der Rechten über die Stirn. "Was mach' ich nur g'schwind, daß die Eier noch ausgebrütet werden? Die Forstleut' haben wohl drüben in der Fasanerie Brutöfen; aber was nußt mir das? Wir haben ja keine Minuten zu verlieren, die Eier dürfen nit erst auskühlen." Beim Herde angekommen, füllte sie einen gußeisernen Topf zur Hälfte mit Sand, und stellte ihn aufs Feuer. Liesel mußte den Sand fleißig mit dem Kochlöffel rühren, damit er sich gleichmäßig erwärme. Als der Sand der Hegerin warm genug schien, versenkte sie einen kleineren Topf darein, den sie mit Federn füllte und an den Herdbrand schob. Und als auch die Federn gut durchwärmt waren, bettete sie die beiden Eier darein. "Es kann nimmer viel fehlen, vielleicht schlüpfen die Rützen heute noch aus — wann ich die richtige Wärme erraten hab'." Liesel stellte sich einen Sessel zum Herdbrand, kniete darauf und übernahm es, die Eier zu bewachen. Sie neigte sich über den Bruttopf und in ihrem Mitleide kispelte sie vorsich hin: „Arme Waserln, arme Waserln.“ — Bertel schnitt Unterzündspäne und die Mutter bereitete das Abendmahl. Liesel wartete, als müßte jetzt und jetzt ein Röchlein ausschlüpfen. Es war ja der zwanzigste Bruttag. Von Zeit zu Zeit holte sie ein Ei heraus und behorchte es. In dem einen piepste es, das andere war noch stumm — oder „taub“, wie die Mutter gesagt hätte. Mit offenem Munde lauschte Liesel dem feinen Stimmchen, das aus dem Innern des

ersten Eies klang, legte die Eier in ihr Bettchen zurück und wartete weiter. Als sie sich nach einer Weile wieder einmal über den Topf neigte, vernahm sie ein leises Picken, da winkte sie Mutter und Bertel herbei. Mit Vorsicht räumte sie die Federn von den Eiern. Da zeigte sich rund um das breitere Ende des einen Eies ein zackiger Sprung. Das Picken dauerte ein kleines Weilchen an, bis an einer Stelle ein kleines Loch entstand, dann verstummte es. Atemlos lauschten die Kinder. „Es rastet,“ wispelte die Mutter. „Wie lange wird's rasten?“ fragte Bertel ungeduldig. „Eine Weil' halt. Das Rützen hat Luft hunger gehabt, jetzt hat es Luft genug und macht ein Schlafert nach der großen Plag', lassen wir's schlafen. — Kommt, Kinder, helft mir anrichten!“

Das Abendläuten klang erst von Alpern, dann von Eßlingen und Groß-Enzersdorf gedämpft herüber. Da kehrte der Heger mit Treff wohlgelaunt von seinem abendlichen Rundgang heim. An seiner Jagdtasche hingen zwei wilde Kaninchen, die er vor ihren Bauen am Regulierungsdamme abgeschossen hatte. Die Nachricht vom frechen Eindringen des Jltisses in den Hausfrieden ärgerte den Heger. Trotzdem winkte er ab, als Bertel sich erbötig machte, das alte Mardereisen vom Boden zu holen: „Ich leg kein Schlageisen aus. Ich tu's keinem Viech an, daß sich's die Füß abschindet und sich stundenlang zu Tod martert. Eine Kastenfalle tut's auch.“ Und obgleich sein Weib die dampfende Suppe schon anrichtete, stieg er auf den Hausboden und brachte eine Kastenfalle. Es war eine längliche Riste mit Schnappfüren an jedem Ende. Bertel schickte

er zum Taubenschlag um eine Taube zum Beköbern der Falle. Rasch grub der Heger mit der Hauer eine Vertiefung für die Falle unter die Schwelle der Stalltür. Im Hofe baute er vor die Falle aus alten Ziegeln einen Zwangspatz, der für die Haustaube zu eng sein mußte, und verblendete¹ ihn mit Erde, damit das Raubtier nicht von den Geruchspuren seiner Hände gewarnt werde. Indes kam Bertel mit der Taube, die er als schlafende aus dem Kobel geholt hatte. Diese steckte der Heger in einen kleinen Käfig und so verwahrt als lebenden Köder in die Mitte der Rastenfalle, gleich weit von den an beiden Enden federig verpreizten, fangbereit offenen Fallklappen.

Dann erst begab er sich zum Nachtmahl, mit dem alle auf ihn gewartet hatten. Mit einer guten Neuigkeit verschuchte er die ernste Stimmung, die sich der Frau und der Kinder bemächtigt hatte: das Stromwasser war am Rollerdamm stark gefallen, im Auland war das Schmelzwasser versickert. Jetzt mußten die Wege nach Uspem hinüber wieder bald gangbar werden. Da freuten sich die Kinder ehrlich aufs Schulgehen. Abgesehen vom Schulunterricht, der weit unterhaltlicher war als die einförmigen häuslichen Übungen, bedeutete schon das Beisammensein mit den vielen Kindern für die Hegerkinder das Leben in einer andern Welt.

Raum war das Essen beendet, als beide Kinder wieder im Bruttopf Nachschau hielten. Wieder vernahmen sie das Picken und gewahrten zwei neue Sprünge in der Eischale. Dann wurde es wieder

¹ Verblenden heißt hier subtil als verbergen; den Geruch der Menschenhand verdecken.

ruhig. Plötzlich aber war's, als reckte sich das Rükten im Ei. Die Kuppe und ein Seitenstück klappten nach außen ab, so daß jedes nur auf einer Stelle an der Eihaut hing. Die Kinder sahen einander enttäuscht an. Ein übergroß aussehender gelblicher Fuß mit eingestrampften Zehen war das erste, was sie vom Rüklein erkannten. Der übrige Körper war zu einem häßlichen Klumpen geballt und wie mit nassen Haaren bedeckt. „Es muß sich stark angestrengt haben, weil seine Flaumfederln so verschmizt sind“, erklärte die Mutter. „Aber wo hat es den Kopf?“ fragte Liesel. Da zeigte Bertel auf die Schnabelspitze, die unterm linken Flügel hervorguckte. — „Es ist halt schon wieder eingeschlafen“, bemerkte die Mutter und deckte ein Wolltuch darüber. „Komm, Liesel, wir räumen den Tisch ab und waschen das Geschirr.“ — Schwer trennte sich das Kind vom Rükten, aber, aufs Wort zu folgen gewöhnt, half es der Mutter, diesmal flinker denn je, und Bertel tat mit; das Erwachen des Rükens wollten sie mit-sammen sehen. Als der letzte Löffel trocken gerieben war, nahmen die Kinder ihre Beobachtungen wieder auf. Und sie kamen gerade zurecht, wie das Rükten die Augen öffnete und mit den Füßen zu strampeln und die Flügel zu strecken begann. Da fiel der Rest der Schale von ihm ab. Aber noch vermochte es nicht aufzustehen; die großen Beine von sich gestreckt, den Rücken krumm und den großen Kopf am mageren Halse geklinkt, lag es da, ein Bild der Hilflosigkeit. Da hob es die Mutter sachte auf und tat es zu den übrigen Rükten in den Federntopf, den sie mit einem groben Tuch verband. „Es braucht Wärme.“ — „Wird's



am Leben bleiben?" fragte Liesel. „Schau's nach einer Stund' an“, gab die Mutter zur Antwort. „Und das letzte Ei?“ fragte Liesel. — Die Mutter behorchte es. „Das wird wohl taub sein, sonst müßt' es heut schon piepsen; morgen ist der letzte Tag.“ — „Warum sagst du, es wär' taub?“ fragte Liesel. „Weil ich's nicht piepsen hör“, antwortete die Hegerin. „Die Bergknappen sagen ja auch, das Gestein wär' taub, wenn sie mit dem Hammer darauf klopfen und es nicht hart klingen hören wie Erz“, versetzte Bertel, „das hat uns doch der Herr Oberlehrer erzählt. Und ein auf die Mauer gemaltes Fenster, wo man nicht durchsieht, heißen die Leut ein blindes Fenster.“ — „Ist das aber verkehrt!“ sprach Liesel und mußte lächeln.

Als die Kinder vor dem Schlafengehen noch einmal in den Rütentopf guckten, vermochten sie nicht mehr herauszufinden, welches Rütlein zuletzt ausgeschlüpft war. Alle waren sie gleich trocken und flaumig, dottergelb, schwarz oder schiefergrau, alle reckten die Häufe und schrien in hohen Tönen ihr „Pipi, pipi, pi.“ — „Die möchten schon fressen“, meinte Liesel. „Da können sie noch warten bis morgen abends“, erwiderte die Mutter, „die sollen erst verdau'n, was sie noch vom Eidotter her in sich haben.“ — Da meinten die Kinder, die Rücken hätten im Ei vom Dotter gepickt,

und wunderten sich darüber sehr. Erst am nächsten Tag sollten sie erfahren, wie das gemeint war. Als nämlich die Mutter die dringenden Hausarbeiten erledigt und mit Liesels Hilfe die Wohnung aufgeräumt hatte, nahm sie das Ei vor, aus dem noch immer kein Piepsen zu hören war. Sie löste ein Stück der Schale nach dem andern ab. Da lag vor den Augen der Kinder ein totes Rütchen mit übergroßem Kopf und übergroßen Augen. An seinem Nabel hing ein walnußgroßer Hautsack mit gelblichem Inhalt, der von roten Adern durchzogen war. „Das ist der Dottersack“, erklärte die Mutter. Bertel nahm sein Vergrößerungsglas aus dem Nehlederfäschen, das ihm Liesel genäht hatte, und beguckte den Dottersack näher. „Ah, das ist ja wie auf einer Landkarte, von der Außenseite her kommen eine Menge feiner, feiner Bächlein, die fließen zusammen da und dort und dort zu einem Fluß, und die Flüß vereinigen sich zum Strom und der Strom mündet in den Leib des Rütchels.“ — Auch Liesel und Mutter mußten durchs Glas schauen. — „Es ist wunderbar“, sagte die Mutter, „was man da sehen kann, wenn man genau schaut: der Dotter, der früher als flüssige, kleine, gelbe Kugel inmitten der glashellen Eiweißmasse geschwebt hat, der ist jetzt, da doch schon das Rütchen aus ihm geworden ist, größer, als er früher war. Er hat das Eiweiß in sich aufgesaugt. Und aus dem Gemengsel von Dotter und Eiweiß ist Blut geworden. Das Blut bildet sich kleintweis, da und dort und dort und strömt von allen Seiten der einen Seite zu, wo das Rütchen wächst. Durch den Nabel geht die Nahrung gleich in die Baucheingeweide hinein, dieweil das kleine

Wesen im Schlaf liegt und lebt und doch noch keine Ahnung hat, daß es lebt und daß es was zum Leben braucht.“ — „Wie das nur möglich ist?“ fragte Bertel vor sich hin. „Das macht der liebe Gott“, war wieder Liesels einfache Antwort und auch die Mutter wußte es nicht anders.

Bertel aber warf die Frage auf: „Ist das nicht gerade so wie bei der Herbstzeitlosen? Dort liegt dem jungen Pflanzel die Futterknolle an. Aus der saugt es die Nahrung, daß es wachsen kann.“

Das tote Küken wurde begraben, die gemordete Henne aber sollte in der Suppe gekocht werden. Sie wurde abgebrüht und ausgeweidet. Dabei zeigte die Mutter den Kindern zwei traubenartige Gebilde aus graupen- und erbsengroßen gelblichen Kügelchen, die dem Rücken der Henne inwendig anlagen: „Da seht ihr die Eierstöck' der Henn'. Wär' s' am Leben blieben, wär' ein Ei nach dem andern in ihr gewachsen, Tausende hätt' sie noch legen können. Alle Vogelmütter haben Eierstöcke im Leib, aber auch die Kaninchen-ziepen, die Ziegen, die Rüh. Der Unterschied ist nur der, daß die Vögel die Eier ablegen und dann durch Bebrüten die Jungen erst zum Leben wecken. Die Mütter bei den Säugetieren aber behalten die Eier im Leib, bebrüten sie innen, nähren sie mit ihrem Herzblut und gebären sie dann, wenn den Jungen schon alles gewachsen ist, was sie brauchen, Augen und Ohren, Nasen und Füß', kurz alles.“

Da fragte Liesel: „Und haben die Eier der Kuh auch Schalen?“ Da mußte Bertel lachen. „Die brauchen doch keine Schalen, wann's im Leib der

Mutter gut aufgehoben sind, wo ihnen nichts geschehen kann.“

Nach dem Mittagessen, als die Sonne warm ins Zimmer schien, holte die Mutter zwei Kornsiebe, besetzte den Boden des kleineren mit einer alten Zeitung und stülpte das größere darüber. Dann ließ sie von Liesel den Rükentopf bringen und gab die Rükten eins nach dem andern unter das Sieb. Die Kinder setzten sich auf die Ränder der Truhe, um sich die allerliebsten Flaumbällchen aus der Nähe zu betrachten. Sechs hielten sich gut auf den Beinen, eines, das jüngste, setzte sich. Plötzlich kam Bewegung in die ganze Gesellschaft. Ein Rükten nach dem andern gähnte. Es war zum Lachen. Dann reckte sich eines hoch über alle andern hinaus und schlug mit den schmalen schwingelosen Flügeln, piepste und machte ein paar kühne Schritte. Plumps, fiel es vornüber, daß alle anderen erschrocken auseinanderstoben und übereinanderpurzelten. In wenig Minuten aber hatten sie alle Blödigkeit abgestreift. Sie bäugten einander, plauderten mit ihren dünnen Stimmchen und wie auf Verabredung begannen sie allerlei Freiübungen, als sollten sie nun alles ausprobieren, was sie ins Leben mitbekommen hatten: sie streckten abwechselnd links und rechts die mächtigen Beine, sie spreizten die Flügel, fächerten damit und liefen durcheinander, sie drehten den Kopf bald nach links, bald nach rechts; dabei erspähten sie allerlei dunkle Dinge — es waren die Buchstaben in der Zeitung — und pickten darnach. — „Mutter, Mutter, sie suchen schon Körndel!“ rief Liesel, „darf ich ihnen vom Hirschbrein (Hirse) bringen?“ — „Heut

noch nicht, ich hab' ihnen was anderes hergerichtet. Und sie holte aus der Küche das Schneidbrett, auf dem sie den Dotter eines hartgekochten Eies in lauter winzige Krümchen zerstückelt hatte. Die streute sie hinein. Da horchten die Rüken auf das leise Geräusch der fallenden Brösel, neigten die Köpfchen und begannen das Futter aufzupicken. „Jö! die können schon fressen!“ staunte Liesel. „Ich hätt' geglaubt, das müßt' ihnen die Alte vormachen.“ — „O, die können noch mehr“, sprach die Mutter und holte ein leichtes Schälchen mit Wasser. Erstob die kleine Gesellschaft vor dem neuen Ding auseinander, dann liefeins über das Schälchen hinweg, wobei es mit seinen plumpen Füßchen ins Wasser plantschte. Dann kehrte es zurück, beäugte das Naß und piakete hinein. Einen Tropfen am Schnabel, hob es den Kopf, reckte sich, so hoch es war, und ließ den Tropfen in die Gurgel rinnen. Und immer wieder bückte es sich und streckte sich und trank und trank. Dann kamen die anderen und bald stand die ganze Gesellschaft im Kreise um die Schale und labte sich am Trunk. „Woher die nur wissen, daß das Wasser zum Trinken ist?“ — „Ob sie sich dabei was denken, weiß ich nicht“, sagte die Mutter, „aber sie tun es. Die Kunst des Essens und Trinkens ist ihnen angeboren.“ — Plötzlich, wie auf Befehl, stoben die Rüken auseinander und begannen wieder durcheinanderzulaufen, mit Flügelspreizen und Beinspreizen. Die Bewegung machte ihnen sichtlich Lust.

Eines aber tat etwas ganz Erstaunliches: Es stand auf dem linken Bein und trakte sich mit dem rechten Fuße am Hintertopf. Wo ein Rükken bis zum Sieb-

rande kam, reckte es den Hals und wollte über den Rand spähen. Die Rinder konnten sich nicht sattsehen an dem lebhaften Treiben der Rüklein, deren dünne Stimmchen ein Bezwitscher, Gepiepse und Gesingel machten, als gälte es, auch die Stimme auszuprobieren, die ihnen angeboren war. Von der allgemeinen Rükrigkeit angesteckt, erhob sich auch das jüngste und machte, wenn auch mit weniger Ausdauer und Erfolg alles mit, was die andern trieben. Aber mitten im Spiel blieb es stehen, schloß die Augen, wankte, setzte sich, steckte das Köpfchen unter den linken Flügel und schlief wieder ein. Auch das kräftigste Rükken, das als erstes den Laufversuch gemacht hatte und das in der Turnerei es allen andern zubortat, wurde müde, blieb mitten im Reigen stehen und tat nimmer mit; es huschelte sich zum jüngsten. — Ein zweites und drittes gefellte sich zu ihnen und bald saß die ganze Gesellschaft eng beisammen wie in einem Neste. Nur hie und da räkelte sich noch eines. Sie hatten alle genug geleistet an ihrem ersten Lebenstag. — Da deckte die Hegerin ein altes weißwollenes Kopftuch über alle, damit ihre Körperwärme beisammen bleibe. Im nächsten Augenblick sprang Huscherl, die Haustafel, vom Fensterbrett, wo sie sich gesonnt hatte, auf die Truhe herüber und begann sich schnurrend am Siebrand zu reiben. Bertel aber traute ihrem Schmeicheln nicht. Er stülpte das größere Sieb übers kleinere und die Mutter legte leicht eine Schürze darüber. Die Rükken sollten jetzt schlafen. Huscherl rollte sich neben dem Sieb behaglich zusammen und legte sich das Schwanzende über die Augen, damit die Sonne sie nicht blende. Auch sie

wollte schlafen in der Nachbarschaft der Flaumensäckchen.

Noch in keinem Jahr war das Erwachen der jungen Hühner zum Leben den Kindern als etwas Wunderbares erschienen. War es, daß die Küken diesmal den Kindern so lieb waren, weil sie die Mutter verloren hatten, oder waren ihre Augen jetzt erst geschärft für das Bemerken des Schauenswerten? — Ihnen war, als lebten sie in einer Welt, wo es Wunder an Wunder gibt. Man braucht nur die Augen aufzutun.

Anders als je zuvor sahen die Kinder all dem entgegen, was ihnen das reicher und reicher sich entfaltende Leben in der Heimat bieten werde. Sie dachten an die armen Saminger Buben. Denen wollten sie alles zeigen. Um ihretwillen freuten sie sich schon jetzt auf die Blumen, die nach und nach im Umland blühen würden, auf die bunten Schmetterlinge, auf die zirpenden Grillen, auf die weißgetüpfelten Hirschkälber, auf die Küken der Fasanhennen, der wilden Entenhennen, der wilden Pfauen, auf die flaumigen Jungen der Wildenten und Rohrhühner, schwimmend im Gefolge der alten auf den schilfumbuschten Weihern, auf das Leben in den Kolonien der Fischreiher, der Krähen, der Kormorane, auf die Wettgefänge der Pirole, der Nachtigallen und Rohrsänger.

Die nächste Freude aber, die ihnen bevorstand, war die Freilassung der Meisen beim Moasen-Thomerl, denn Ostern war nimmer weit. Da sollten Seppel und Franzel dabei sein. Sobald nur die Hochwassergefahr ganz vorüber war, fuhr ja der Vater nach Gaming und holte die Wittve seines Bruders, des

Wilderers, herüber mit ihren Kindern. Zu viert die Auen durchstreifen und sich am Staunen der Gebirgler erfreuen, das sollte eine Lust werden für die Hegerkinder.

Was Bertel und Liesel an Frohsinn und Leid erlebten mit Seppel und Franzel, das wird erzählt im Bändchen:

Die Hegerkinder in der Lobau.



Kormorane im Rohrwäldch.

Aufrichtigen Dank sagt der Verfasser dem Oberlehrer von Usperrn, Herrn Viktor Wimmer, ferner dem Herrn Staatsarchivar Dr. Kraft für die Beschaffung der Ortschroniken sowie dem Herrn Forstrat Ing. Kreisheimer, dem Herrn Oberförster Stejskal und den Herren Förstern Oberhof und Klok für die Einführung ins Leben der Lobau.